

**EUROPAALLEE
2003–2020
MASTERPLAN:
KCAP ARCHITECTS
BETEILIGTE ARCHITEKTEN:
MAX DUDLER,
DAVID CHIPPERFIELD,
GIGON / GUYER,
CARUSO ST JOHN
ARCHITECTS,
BOSSHARD VAQUER,
BOLTSHAUSER
ARCHITEKTEN,
STÜCHELI ARCHITEKTEN,
WIEL ARETS,
GRABER PULVER,
E2A
ZÜRICH**

9

**WARUM:
LANGE VORGESCHICHTE (EUROGATE),
MASTERPLAN, DIVERSE WETTBEWERBE**

**WAS:
ZEITGENÖSSISCHER STÄDTEBAU, NEUBEBAUUNG
VON INNERSTÄDTISCHEN BAHNAREALEN**

**WANN:
KONTINUIERLICHE DISKUSSION SEIT BEGINN DER
PLANUNGEN**

**WO:
LOKALE TAGESPRESSE, VEREINZELTE
FEUILLETON-BEITRÄGE IN TAGESZEITUNGEN,
FACHPRESSE**

**WER:
LOKALJOURNALISTEN, FEUILLETONAUTOREN,
FACHJOURNALISTEN**

**WIE VIEL:
GROSSE RESONANZ IN UNTERSCHIEDLICHEN
MEDIEN**



Europaallee

Bei der Europaallee handelt es sich um das wichtigste und umstrittenste derzeitige Entwicklungsgebiet in der Stadt Zürich. Die Planung für das südwestliche Bahnhofsvorfeld, zuvor unter dem Namen HB-Südwest und Eurogate vorangetrieben, nimmt 2003 einen neuen Anlauf. Hinter der Sihlpost und im Bereich der zukünftig nicht mehr benötigten Gleise 51 bis 54 soll ein neuer verdichteter Stadtteil entstehen, für den Kees Christiaanses Büro KCAP den Masterplan entwirft. Der Gestaltungsplan, der eine hohe Verdichtung vorsieht, wird 2006 vom Zürcher Stimmvolk angenommen. Für die insgesamt acht Baufelder werden eigene Architekturwettbewerbe ausgeschrieben.

Auch wenn SBB Immobilien als wichtigster Grundeigentümer und Projektentwickler in Abstimmung mit der Stadt den Neubau der Pädagogischen Hochschule integriert und für die weniger bahnhofsnahen Bereiche einen Wohnanteil von mindestens 40 Prozent akzeptiert, geht der Staatsbetrieb nicht anders vor als ein üblicher kommerzieller Investor. Die Spielräume für die an den Wettbewerben beteiligten Teilnehmer sind gering; gezielt wird zwecks optimaler Vermietbarkeit auf grosse durchgängige Geschossflächen. Nicht die Verdichtung selbst, sondern die grobe Körnung der Volumina stellt eines der Probleme dar.

In der lokalen Presse wird das Bauvorhaben über die Jahre wohlwollend begleitet – hier zeigt sich die fatale, auch anderenorts zu erkennende Tendenz, dass eine kritische Diskussion über Architektur und Städtebau allenfalls im Feuilleton der Zeitungen stattfindet, nicht aber in den Lokalteilen. Skeptischer und differenzierter ist die Debatte in den Fachmedien, in welchen die Schwachpunkte des Konzepts und des Vorgehens formuliert werden – etwa das Primat kommerzieller Interessen, die Banalität der architektonischen Formensprache oder die «risikoscheue» Entscheidung der Jurys. Der Blick von aussen ist deutlicher: In der Süddeutschen Zeitung ist angesichts der Planung von einem «Desaster» die Rede. Hier entsteht unter Beteiligung international renommierter Architekten kein lebendiges Stadtquartier, sondern ein vornehmlich von wirtschaftlichen Interessen bestimmtes Projekt im neoliberalen Zeitalter.

Europaallee

Europaallee is the most important and controversial current development area in the city of Zurich. The planning for the southwest railway apron is reactivated in 2003. Behind Sihlpost and in the area of tracks 51 to 54, which will no longer be needed in the future, a new compact city district is to be built, for which Kees Christiaanse's office KCAP draws up the master plan. The design plan is approved by Zurich's voting public in 2006. For each of the eight construction zones, separate architectural competitions are held.

Although the chief property owner and project developer, SBB Real Estate, in cooperation with the city, integrates the University of Teacher Education's new building and accepts a residential quota of at least 40 percent for the areas that are not so near to the railway station, this state-owned enterprise does not proceed any differently to a normal commercial investor. The participants in the competitions have little room to manoeuvre; in order to optimise rentability, the aim is to have large continuous floor areas. Not the densification itself, but the coarse granularity of the volumes represents one of the problems.

The local press follows the construction project through the years in a well-meaning manner, whereby a fatal tendency emerges, which can also be observed elsewhere: while a critical discussion on architecture and urban development may well take place in newspapers' feature sections, it is absent from the local sections. A more sceptical and nuanced debate is held in the specialist media, where the weak points of the concept and procedure are formulated – for instance, the primacy of commercial interests, the banality of the architectural language of forms, or the 'risk-averse' decisions of the juries. The perspective from outside is clearer: in the German newspaper Süddeutsche Zeitung, the planning is described as a 'disaster'. What is emerging here, with the participation of internationally renowned architects, is not a lively city district but a project primarily defined by financial interests, in a neoliberal era.

**HOCHPARTERRE
2010 NR. 1-2
«SBB: AREALE VERGOLDEN ODER STÄDTE FORMEN?»
RAHEL MARTI, IVO BÖSCH**

Die SBB schielen bei ihren Immobilienprojekten immer mehr auf die Rendite. Dabei geraten betriebliche Bedürfnisse und Interessen der Stadtentwicklung unter die Räder.

Zürich, Europaallee. Acht Kräne schwenken über einer riesigen Baugrube. Der Auftakt zu einem 600 Meter langen Gelände zwischen dem Kreis 4 und den Gleisen zum Hauptbahnhof. Bis 2019, so planen die SBB, soll hier auf ehemaligem Bahngrund ein Stück Stadt entstehen, eine Geschäftsstadt: Raum für 6000 Arbeitende, 2000 Studierende, 1000 Bewohnerinnen und Bewohner. Im Juni 2009 starteten die Arbeiten am ersten Gebäude. Einziehen werden ein Shoppingcenter, die Privatbank Clariden Leu und die Pädagogische Hochschule Zürich, Architekt ist Max Dudler. 2010 folgt das benachbarte UBS-Gebäude. Bald werden sich die Zürcherinnen und Zürcher die Augen reiben, in welchem Tempo und welcher Dichte hier gebaut wird. Ortswechsel: Wil im Kanton St. Gallen. Sechs Grundstücke gehörten hier den SBB. Eines verkauften sie an die Stadt, die übrigen an Private. Auf dem Grundstück gegenüber dem Bahnhof entstand ein liebloses Geschäftshaus, es ist teilweise unvermietet. Die SBB zeigen wenig Interesse an Wil, sie entfernten die Flächen aus ihrem Besitz.

Europaallee und Wil – zwei Seiten von SBB Immobilien, jener Konzerndivision, die diese Areale bewirtschaftet, entwickelt und vermarktet. Kein Immobilienunternehmen hat wohl eine gegensätzlichere, ja dramatischere Sammlung an Grundstücken: Heiss umworbene Gebiete in den Zentren von Zürich, Genf und Basel, aber auch 550 mittlere und kleine Bahnhöfe, alternde Güterschuppen – kalte Orte, die niemand will.

Riesige Landreserven

Blicken wir zurück. 1898, nach dem Scheitern der Privatbahnen, stimmten die Schweizer für die Gründung einer staatlichen Eisenbahn. Sie erhielt riesige Grundstücke zu günstigen Preisen, teilweise aus Enteignungen. Heute verfügen die SBB über fast 100 Millionen Quadratmeter oder 100 Quadratkilometer Land. Zum Vergleich: Das entspricht etwa der Hälfte des Kantons Zug; mehr Fläche besitzt zum Beispiel die Armee mit 260 Quadratkilometern. Etwa 18 Quadratkilometer des SBB-Lands bewirtschaften SBB Immobilien. Dazu zählen Betriebsgebäude und -gebiete, aber auch Areale, die für Immobilienentwicklungen in Frage kommen, da der Bahnbetrieb sie nicht mehr braucht. Wie hoch deren Anteil an den 18 Quadratkilometern ist, kann Roger Beier nicht beziffern. «Gemessen am Ganzen ist es ein bescheidener Teil. Zusammen mit den Neubauten und Erneuerungen der Bahnhöfe und der Bahnproduktionsgebäude wird uns die Arbeit in den nächsten dreissig Jahren aber nicht ausgehen» sagt der Chef Development bei SBB Immobilien. 80 Projekte laufen, neben der Zürcher Europaallee zählen der SüdPark Basel oder das Gebiet La Praille in Genf zu den grössten. Der Wert des gesamten Immobilienbestandes schätzen die SBB auf über sieben Milliarden Franken. Viele ihrer Areale haben zwei unschlagbare Vorteile: Sie liegen in jeder Stadt zentral und sind bestens mit dem öffentlichen Verkehr erschlossen. Dass die Städte eine Renaissance erleben und die Raumplanung verdichtete Siedlungen fordert, steigert ihre Attraktivität zusätzlich. Aus dem Eisenbahnland ist ein Schatz im Immobiliengeschäft geworden.

Dass heute so viele Areale frei werden, erklärt Roger Beier so: «Der Bahnbetrieb benötigt weniger Fläche, weil die Infrastruktur schlanker, die Stillstandzeiten der Züge kürzer und die Güterbahnhöfe an die Peripherie verlegt werden.» 2005 teilten SBB Immobilien deshalb ihre Areale in A-, B-, C- und D-Lagen ein und legten fest, welche Gebiete wann entwickelt werden sollten, eine Art Fahrplan für SBB Immobilien. Roger Beier erklärt aber, seine Division könne erst über ein Areal verfügen, wenn SBB Infrastruktur keinen Bedarf mehr daran anmelde.

1982 verpflichteten sich der Bund und die Kantone im «öffentlichen Leistungsauftrag» die gemeinwirtschaftlichen Leistungen der SBB abzugelten, um die Grundversorgung im öffentlichen Verkehr sicherzustellen. Im Gegenzug verpflichtet das Bundesgesetz über die Schweizerischen Bundesbahnen 1998) die SBB, betriebswirtschaftlich zu handeln. Den Leistungsauftrag handeln Bund und SBB alle vier Jahre neu aus, der aktuelle gilt von 2007 bis 2010. Eine seiner Vorgaben lautet, «angemessenen Gewinn in den nicht abgeltungsberechtigten Bereichen» zu erwirtschaften.

SBB Immobilien sind ein «nicht abgeltungsberechtigter Bereich» und damit politisch zum Geldverdienen verpflichtet. Und tatsächlich erwirtschaften sie seit 1.1.2009 als eigenständige Division neben Personen-, Güterverkehr und Infrastruktur geführt als einziger Firmenzweig des SBB-Konzerns Gewinne auch der Personenverkehr weist Gewinne aus, wird aber subventioniert). Stolz streicht der Geschäftsbericht 2008 die guten Leistungen von SBB Immobilien hervor: Betriebsergebnis um 7,6 Prozent auf 291,6 Millionen Franken gesteigert (2007: 270,9 Millionen; 2006: 229,8 Millionen). Davon gingen 69 Millionen Franken (2007: 74 Millionen) als «Ausgleichszahlungen» an SBB Infrastruktur sowie 132,1 Millionen Franken (2007: 74,1 Millionen) als

Zins- und Amortisationsleistungen an die Pensionskasse der SBB. So fliessen die Gewinne zurück zum Bund.

Die Kritik der Städte

Doch Vorwürfe werden laut: Die Projektentwicklungen hätten nur ein Ziel, den Maximalprofit. 2009 kam es in Zürich zum Eklat: FDP-Stadträtin Kathrin Martelli kritisierte, als Immobilienfirma betrieben die SBB «eine sehr schwierige Politik» es stehe «nur noch das finanzielle Interesse im Vordergrund». Der Gemeinderat Zürich fordert, dass die SBB die Interessen der Stadt und der Anwohner stärker berücksichtigen und Quartiervereine, Mieter, Vermieter, Genossenschaften und Gewerbe einbeziehen. Inzwischen tauschen sich die SBB und die Stadt über die Zukunft aller SBB-Areale aus.

2009 recherchierten Architekturstudierende der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften bei Dozent und Stadtforscher Richard Wolff den Stand aktueller SBB-Planungen, etwa in Effretikon, auf dem Güterbahnhofareal St. Gallen, auf der Schleife Nord in Zug oder beim SüdPark Basel. Meist kritisieren ihre Analysen die SBB: Sie verfolge zu einseitig Renditeüberlegungen und schenke der Stadtentwicklung zu wenig Sorgfalt. Eine Umfrage unter zwanzig Städten und Gemeinden bestätigt diese Befunde. Die Städteposition CH – eine Arbeitsplattform von elf Städten, geführt von der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung VLP-ASPAN hat – die Zufriedenheit mit den Bahnhofplanungen erforscht. Zusammenfassend schreibt die VLP: «Was Qualität, Gestaltung und Finanzierung der Bahnhofinfrastruktur betrifft, gehen die Vorstellungen der Städte und der SBB oftmals auseinander. Die Städte haben den Eindruck, dass die Haltung der Bahn bezüglich des Service Public geändert hat und Renditeüberlegungen gegenüber den Interessen der Öffentlichkeit ein zunehmend stärkeres Gewicht erhalten.» Dies schade zum Teil auch den Bahnkunden und widerspreche den Interessen von SBB Personenverkehr und Infrastruktur. So hört man aus Winterthur, dass SBB Immobilien einem Restaurant mehr Fläche für Aussensitzplätze vermietet, im Gegenzug aber die Billettautomaten schlechter erreichbar platzierten. Weiter beziehen die SBB nach Ansicht der Städte die angrenzenden Stadtquartiere nicht oder zuwenig ein, obwohl die Siedlungsentwicklung an den Haltestellen des öffentlichen Verkehrs immer bedeutender werde. Grosse Unterschiede tauchten beim Verteilen der Kosten auf: In manchen Städten übernehmen SBB Immobilien 20 Prozent Ausgaben für Bahnhofplanungen, in anderen 80 Prozent.

Leitbild gefordert

Schlechte Erfahrungen auch in Genf: Stadt, Kanton und SBB waren sich uneinig über die Zukunft von Grundstücken. So plante die Stadt ein Neubauprojekt, das nach Ansicht der SBB den Gleisusbau behindert hätte; umgekehrt legte die Stadt Rekurs ein gegen die Umgestaltung des Hauptbahnhofs Cornavin, weil sie ihrerseits befürchtete, der Gleisusbau würde behindert. Inzwischen kann der Bahnhofsumbau beginnen und die SBB haben drei Jahre Zeit für Machbarkeitsstudien dazu, wie sich die Bahn in Genf entwickeln soll.

Schlechte Erfahrungen machen die Städte, wenn sich SBB Personenverkehr, SBB Infrastruktur und SBB Immobilien zu wenig abstimmen und die Zuständigen häufig wechseln. Erfreuliches berichten sie, wenn die Bahngelände in städtische Entwicklungsareale eingebunden oder wenn die Projektorganisation, die Zuständigkeiten und die Finanzierung frühzeitig geregelt sind. Ausschlaggebend als Erfolgsfaktor sei zudem ein kompetenter, verlässlicher und ständiger SBB-Ansprechpartner.

Noch etwas wird deutlich: Im Zentrum stehen die Topareale, während Orte wie Wil, wie eingangs erwähnt, ausserhalb des Fokus von SBB Immobilien liegen. Die Kapazitäten von SBB Immobilien, sagt Roger Beier, reichen heute nicht für alle Aufgaben. «Für B-Areale erarbeiten wir Machbarkeitsstudien und stellen die Baurechte sicher. Für C- und D-Areale finden sich vielleicht Interessenten, die schlanker planen können als wir. Diese Grundstücke verkaufen wir ohne weitere Aufwendungen. Unser Portfolio enthält auch Grundstücke an peripheren Lagen, die schwer zu veräussern sind.» Mit anderen Worten solche, die niemand will.

Der Winterthurer Stadtbaumeister Michael Hauser stellt fest: «Heute sprechen die SBB und die Stadt durchaus freundschaftlich miteinander. Das ist jedoch zu wenig, um die Herausforderungen zu meistern. Neu braucht es ein starkes partnerschaftliches Einvernehmen zwischen den SBB und der Stadt.» Heute habe er den Eindruck, die SBB planten eher kurzfristig auf das Immobiliengeschäft orientiert. Solche Entscheide könnten für die Bahn sehr teuer werden, einen Ausbau gar verunmöglichen; Winterthur brauche bald mehr Gleise, aber dafür fehle der Raum. Das gilt vielerorts: Die Bahn wächst dort, wo es bereits eng ist. Michael Hauser fordert deshalb «gemeinsam ein Leitbild zu erarbeiten, das die Bedürfnisse von Bahn und Stadt über die nächsten zwei, drei Generationen integral behandelt.» Dem stimmt Lukas Bühlmann zu, Direktor der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung VLP-ASPAN: «Auf Bundesebene wäre der Sachplan Verkehr das geeignete Instrument, um die SBB-Planungen langfristig und mit Kantonen und Städten abzustimmen. Zu Grossvorhaben könnte es Objektblätter geben wie jenes für den Flughafen Zürich im Sachplan Infrastruktur der Luftfahrt.» Nach der kritischen Umfrage der Städteposition CH schaut Lukas Bühlmann nun voraus: «Ich denke, bei den SBB Immobilien ist eine Sensibilisierung für die Stadtentwicklung im Gang. Wir warten nun ab, welche

Kooperationen sie uns anbieten.» Sowohl den Städten wie den SBB sei wichtig, dass die Arbeiten enger koordiniert würden, hielten sie an einem Gespräch im November fest.

Mehr Stadtentwicklung

Entwickeln und Vermarkten, das gebietet den SBB Immobilien zwar der politische Leistungsauftrag. Doch die Bundesbahnen sind nach wie vor ein Staatsbetrieb, wirtschaften mit Allgemeingrund und profitieren von gesellschaftlichen Entwicklungen wie steigender Passagierfrequenzen im öffentlichen Verkehr. Deshalb sind sie der Öffentlichkeit verpflichtet bezogen auf SBB Immobilien: einer nachhaltigen Stadtentwicklung, ohne die ihre Vorhaben nicht gelingen werden.

Was sagen die Entscheidungsträger bei der Bahn dazu? Ist gute Stadtentwicklung möglich, wenn man höchste Renditen erzielen muss? Die Frage geht an Urs Schlegel, den Chef von SBB Immobilien. «Der Auftrag von SBB Immobilien lässt sich nicht auf (hohe Rendite) reduzieren» entgegnet er. «Unsere 800 Bahnhöfe tragen zur Attraktivität des öffentlichen Verkehrs bei, aber nur wenige werfen eine Rendite als Immobilie ab.» Die Objekte im Umfeld der grossen Bahnhöfe sollten eine marktübliche Rendite erreichen, das sei mit Nachhaltigkeit durchaus vereinbar. «Dass nicht nur die Rendite alleine zählt, zeigt etwa die Ansiedlung der Pädagogischen Hochschule unmittelbar neben dem Hauptbahnhof Zürich. Die Projektentwicklungen der SBB erfolgen immer in enger Zusammenarbeit mit den Städten.» Chef Development, Roger Beier, ergänzt: «Unsere Entwicklungen sind mit Gestaltungsplänen und Architekturwettbewerben aufwändig. Und wir spekulieren nicht: Sechzig bis siebzig Prozent der Nutzungen müssen vermietet sein, ehe wir bauen oder verkaufen.»

An der Zürcher Europaallee arbeitet die Division SBB Immobilien inzwischen an einem Konzept für quartierverträgliche Erdgeschossnutzungen, sie hat dazu Workshops mit interessierten Gruppen durchgeführt und sucht nun nach Modellen für Verträge, um die vereinbarten Nutzungen sicherzustellen, also an die künftigen Käufer der Projekte zu übertragen.

Zündstoff birgt dies: Den Mindestwohnanteil von vierzig Prozent werden mehrheitlich Business-Appartements, Hotels und eine gehobene Seniorenresidenz belegen. Wie sich diese vornehme Geschäftsstadt mit dem anschliessenden Kreis 4 vertragen und wie sie das multikulturelle, eher günstige Quartier beeinflussen wird, ist noch nicht überlegt.

Drei politische Fragen

SBB Immobilien wissen: Am meisten Geld verdienen Entwickler, die Projekte zur Baureife bringen und dann samt Grundstück verkaufen. Diese Strategie wirft drei politische Fragen auf. Erstens: Der Verkauf von SBB-Grundstücken ist umstritten. «Planen mit der Bahn» der SBB-Leitfaden für Planungen in Bahnhofgebieten von 1991 hielt fest: «Gemäss ihren Grundsätzen der Bodenpolitik verkaufen die SBB nur in Ausnahmefällen Land. Baurechte vergeben sie dort, wo eine Eigeninvestition auszuschliessen ist und wo mit der Nutzung nicht zugewartet werden kann.» Heute ist der Landverkauf der Normalfall. Sogar an Toplagen wie der Europaallee, die langfristig hohe Mieteinnahmen garantieren, behalten SBB Immobilien wahrscheinlich nur die Sihlpost in ihrem Besitz. Bis 2014 wollen sie Anlagen im Wert von 1,7 Milliarden Franken verkaufen. Verscherbeln SBB Immobilien das Tafelsilber des Bundes? «Der Eindruck, dass wir die Perlen verkaufen, ist falsch» entgegnet Roger Beier. «Es sind noch viel Land und Potenzial da.» Man darf also gespannt sein, wo dereinst die wahren Juwelen der Bahn zum Vorschein kommen werden.

Aber der Verkauf an Private kann Grundstücke der Stadtentwicklung entziehen, wie das Beispiel Wil zeigt schmerzlich bei zentralen, für das Stadtleben wegweisenden Gebieten. Heute schöpfen die SBB Gewinn daraus, dass sie einst günstig übernommene, teilweise enteignete Grundstücke an Private verkaufen. Logisch wären der Verkauf zurück an die Städte oder begrenzte Baurechte bis sechzig Jahre. Noch einmal Michael Hauser, Winterthurer Stadtbaumeister: «Die Städte müssen ein Mitspracherecht erhalten, wenn die Bahn Grundstücke für den Betrieb nicht mehr braucht.» Zweitens wird diskutiert, ob SBB Immobilien Mehrwertabschöpfungen leisten sollen. Da Bahnareale weisse Flecken in den Zonenplänen sind, werden sie erst bei einer Planung zugeteilt, etwa der Zentrumszone mit höchster Ausnutzung. Das steigert ihren Wert markant. Die SBB wehren sich nicht grundsätzlich gegen Mehrwertabschöpfungen. Sie fordern aber, dass alle ähnlich gelagerten Eigentümer dazu verpflichtet würden. Und der Chef Development, Roger Beier, gibt zu bedenken: «Das heisst nicht mehr, als den Gewinn vom SBB-internen in einen anderen öffentlichen Topf umzuverteilen.» Aber gehört dieser andere Topf den Städten, kann er der Pflege des öffentlichen Raums bei den Bahnhöfen oder der Übergänge in die Quartiere und anderen Aufgaben zugutekommen. Das nützt auch Pendlerinnen und Pendlern, die für die SBB nur vom Eintritt bis zum Verlassen des Bahnhofs und seiner Geschäfte von Interesse sind. Drittens taucht die Forderung auf, SBB Immobilien sollten Land für günstiges Wohnen zur Verfügung stellen.

So verlangte Peter Gurtner, bis 2009 Direktor des Bundesamts für Wohnungswesen, an den Grenchner Wohntagen 2009: «Würden Bundes- und bundesnahe Betriebe den gemeinnützigen Trägerschaften Bauland günstig zur Verfügung stellen, wäre dies nachhaltiger, als wenn der Bund

über die Wohnraumförderung die Wohnkosten auf teurem Boden nachträglich zu senken versucht.» Auf eine ähnliche Anfrage von Nationalrat Josef Lang (Grüne Fraktion) antwortete der Bundesrat: Ein direkter Auftrag des Bundes an die SBB, ihre Areale für preisgünstigen Wohnraum zur Verfügung zu stellen, würde dem gesetzlichen Auftrag der SBB, betriebswirtschaftlich zu handeln, widersprechen. Den Verkauf beschränken, die Mehrwerte abschöpfen, das Land für günstiges Wohnen abgeben: Alles würde weniger Gewinn für SBB Immobilien bedeuten, damit weniger SBB-interne Ausgleichszahlungen, schliesslich mehr Bundesgelder für die SBB. In der anderen Waagschale aber liegt die Bedeutung der SBB-Areale: gross, zentral und verfügbar. Sie sind damit zukunftsweisend für die Siedlungsentwicklung. Das Dilemma wird deutlich: So lange der Leistungsauftrag die SBB Immobilien zu «angemessenem Gewinn» verpflichtet, können sie der Stadtentwicklung nicht genügend Sorgfalt widmen. Darum muss die Politik den Leistungsauftrag hinterfragen. Und die Öffentlichkeit muss eines der wichtigsten siedlungspolitischen Themen diskutieren – die Zukunft der Bahnareale.

Kommentar: Den Leistungsauftrag hinterfragen

Hochparterre richtet fünf Postulate an SBB Immobilien und an den Bund:

Erstens: Der SBB-Leistungsauftrag hat unerwünschte Nebenwirkungen: SBB Immobilien sind verpflichtet, «angemessene Gewinne» – also hohe Renditen – zu erwirtschaften, auch Areale zu verkaufen. Das bedroht die Stadtentwicklung. Der Leistungsauftrag 2011–2014 ist verhandelt, doch in diesen Jahren muss die Politik den Leistungsauftrag überdenken und hinterfragen: Wie sind die SBB-Bodenpolitik und eine vernünftige Stadtentwicklung vereinbar?

Zweitens: Die Revision des Raumplanungsgesetzes RPG läuft. Der Bund muss die SBB und weitere bundesnahe Betriebe, so die Armee, im RPG an eine wichtige Aufgabe binden: qualitätsvolle, breit abgestützte Entwicklung ihrer wertvollen Landreserven.

Drittens: Entwicklung in den Zentren reicht nicht. SBB Immobilien müssen ihr Können auf das Land ausdehnen. Zentrale Bahnhofgebiete sind – denken wir an Siedlungsverdichtung und steigende Mobilitätskosten auch auf dem Land ein entscheidendes Reservoir. SBB Immobilien müssen Hand bieten für kluge Weiter- und Umnutzungen ihrer 550 Klein- und Mittelbahnhöfe.

Viertens: Dass SBB Immobilien auf Architekturwettbewerbe setzen, ist erfreulich und achtbar. Doch die Projekte ächzen darunter, genügend vermarktbare Fläche zu bieten. Der Spielraum für die Architektur muss weiter werden. Sonst droht – wie an der Europaallee abzusehen – ein architektonischer Einheitsbrei.

Fünftens: Urs Schlegel ist seit 1992 Chef von SBB Immobilien. Nächstes Jahr geht er in Pension. Das bringt die Chance, diesen Posten mit einer Figur zu besetzen, die nebst dem Wissen im Immobiliengeschäft auch Erfahrung in der Stadtentwicklung mitbringt.

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG
18.04.2012
«EINFACH UND ELEGANT»
VALERIE ZASLAWSKI

Skyline der Europaallee auf dem Reissbrett entworfen

Der neue Zürcher Stadtteil Europaallee nimmt Formen an: Die Jury präsentierte weitere Siegerprojekte der Architekturwettbewerbe. Die Stücheli Architekten konnten mit Simplizität und Eleganz punkten, während die Boltshauser Architekten mit städtebaulicher Stärke überzeugten.

Was die Zugreisenden heute bei der Einfahrt in den Hauptbahnhof Zürich sehen, ist nur eine Übergangssituation; beim Bau des neuen Stadtteils Europaallee geht es zügig voran. Die Limmatstadt soll ein neues Gesicht erhalten.

Am Mittwoch haben die SBB und die Stadt Zürich zwei weitere Siegerprojekte der Architekturwettbewerbe für die Baufelder B und F präsentiert. Den Wettbewerb für das Baufeld B zwischen Sihlpost und Gleisfeld konnten die Stücheli Architekten, Zürich, für sich entscheiden.

Prominenter Standort

Das Projekt sieht ein langgestrecktes, spitz zulaufendes Gebäude vor, das die Jury durch seine «einfache und elegante Form» überzeugte. Auf rund 16 500 Quadratmetern sind Dienstleistungs- und Büroflächen sowie Ladengeschäfte und Restaurants im Erdgeschoss vorgesehen.

Laut Andreas Steiger von SBB Immobilien lag die Herausforderung vor allem beim prominenten Standort. Das Baufeld B bildet zusammen mit der Pädagogischen Hochschule auf Baufeld A das Eingangstor zur Europaallee. «Wir stellten hohe Anforderungen an die Teilnehmer des Wettbewerbes», betonte Steiger. «Wir wollen keine Projekte, die nach zwei Jahren in der Schublade verschwinden».

Gute städtebauliche Lösung

Als gute städtebauliche Lösung bezeichnete Kees Christiaanse, Professor für Architektur und Städtebau an der ETH Zürich und Verfasser des Masterplans «Stadtraum HB», das Projekt für das Baufeld F neben dem bestehenden SBB-Zentralstellwerk. Entworfen wurde es von Boltshauser Architekten, Zürich.

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG
31.05.2011
«TEURE WOHNUNGEN, GÜNSTIGE LÄDEN»
IRÈNE TROXLER

Mit vereinten Kräften wollen Investoren die Europaallee in Zürich beleben

Nicht nur exklusive Wohnungen, Büros und eine Hochschule entstehen an der Europaallee beim Zürcher Hauptbahnhof. Bei der Ladenmeile an der Lagerstrasse wollen sich SBB und UBS vom Kreis 4 inspirieren lassen.

Bauten Investoren früher architektonisch möglichst attraktive Gebäude, um sie dann zu verkaufen oder zu vermieten, so ist das Geschäft heute etwas komplizierter. Bei der Europaallee, dem neuen Stadtteil neben dem Hauptbahnhof, kümmert sich die grösste Bauherrin, SBB, auch um die Freiraumgestaltung und plant Alleen, Plätze und einen See, der im Winter als Eisfeld genutzt werden kann. Entlang der Lagerstrasse soll sogar ein bunter Markt entstehen, der den geschäftstüchtigen Kreis 1 mit dem multikulturellen Kreis 4 verbindet.

Kleine Läden wie im Kreis 4

Um kreative Nischenanbieter aus dem Langstrassenquartier anzulocken, setze man die Mieten auf dem dort üblichen Niveau an und gehe auch weiter

Das Projekt umfasst zum einen einen 50 Meter hohen, freistehenden Hauptturm mit 69 Eigentumswohnungen. Über einem Sockel erheben sich zudem zwei 34 und 43 Meter hohe Nebentürme mit insgesamt 82 Mietwohnungen. Das Erdgeschoss ist – wie bei fast allen Bauten in der Europaallee – für Dienstleistungen wie Läden und Gastronomie reserviert.

Mit Bäumen gesäumte Allee

Realisiert werden sollen die Bauten auf den Baufeldern B und F bis 2018. Die Investitionen belaufen sich laut Steiger auf insgesamt rund 200 Millionen Franken. Besondere Akzente setzt in der Europaallee der öffentliche Raum mit einer von Bäumen gesäumten Allee, die sich vom künftigen Europaplatz beim Bahnhof bis zum geplanten Gustav-Gull-Platz auf der Höhe der Kanonengasse erstreckt.

Als erstes werden mit einem Fest am 22./23. September die Pädagogische Hochschule Zürich und die Ladenpassage auf dem Baufeld A eingeweiht. Die eingereichten Projekte des Architekturwettbewerbes für die Baufelder B und F können an den beiden kommenden Wochenenden im 1. Obergeschoss der Sihlpost, Kasernenstrasse 95, besichtigt werden. Öffnungszeiten: Freitag von 16 bis 19 Uhr, Samstag und Sonntag jeweils von 11 bis 16 Uhr.

runter, wenn jemand ein einzigartiges Konzept habe, hat Rico Gugelmann, Gesamtprojektleiter der SBB, am Montag auf einem Baustellenrundgang gesagt. Durchschnittlich lägen sie bei 300 Franken pro Quadratmeter. Offensichtlich haben die SBB Lehren gezogen aus Zürich Nord. Dort strahlen die Glaspaläste auch Jahre nach dem Bezug kaum Leben aus. In der Europaallee sollen daher hinter den Erdgeschoss-Fassaden grundsätzlich keine Büroarbeitsplätze zu liegen kommen, sondern Läden und Restaurants, auch wenn damit nicht die maximalen Mieteinnahmen erzielt werden. «Wir wollen ein lebendiges Quartier – auch abends nach Ladenschluss», so Gugelmann. Übers Ganze gesehen dürfte die Rechnung aufgehen, denn ein reichhaltiges Gastro-Angebot und handverlesene Läden erhöhen die Standortattraktivität, was sich beispielsweise bei den erzielten Wohnungsmieten auszahlt.

Die ersten Läden im Gebäudekomplex der Pädagogischen Hochschule (PHZH) sind bereits im Bau. Ankermieter ist der Outdoor-Spezialist Transa, der 3000 m² in der riesigen unterirdischen Mall beziehen wird. Ochsner Sport eröffnet daneben ein Sportgeschäft speziell für Frauen. Ebenfalls ins Untergeschoss der PHZH einziehen wird eine Coop-Filiale. Über die Einkaufshalle kommt der grosse öffentliche Campus-Platz zu liegen, auf dem die Mensa der PHZH für Verpflegung sorgt. Im nächsten Abschnitt der Lagerstrasse soll ein Cluster mit Beauty- und Wellnessangeboten entstehen, dann folgen die Themen Kleinhandwerk, Mode und – gegen die Langstrasse hin – Kunst/Wissen/Nachhaltigkeit. Man wolle kleine Läden mit authentischen Konzepten, keine internationalen Marken, sagte Gugelmann. Ferner soll eine ganze Reihe von Gartenrestaurants und -cafés entstehen. Auch die UBS, welche den SBB das an die PHZH angrenzende Baufeld abgekauft hat, macht mit beim Markt-Konzept, wie Projektleiter Angelo Moser erklärte. Interessenten für Lokale im Cluster «Sport» können sich noch bis am 19. Juni bewerben. Die Ausschreibung der UBS für den «Wellnesscluster» soll demnächst starten.

Ausblick mitten in die Stadt

Der Bau der PHZH von Architekt Max Dudler schreitet planmässig voran. Bereits sind die ersten Fassaden aus Naturstein und Glas von den Gerüsten befreit, so dass die Dimensionen des Stadtteils deutlich werden. Privilegiert sind die Dozenten, welche im obersten der zehn Stockwerke ein Büro beziehen dürfen. Hier geniesst man einen Ausblick über die ganze Stadt und mitten hinein. Vom Eckbüro aus sind sogar der See und die Berge zu sehen. In der ersten Bauetappe werden 144 000 Tonnen Beton verbaut und so viel Stahl wie beim Eiffelturm. Dennoch ging die Natur nicht ganz vergessen. In die wuchtigen Fassaden sind rund dreissig Löcher eingelassen als «Einzimmerwohnungen» für Alpen- und Mauersegler, wie Gugelmann sich ausdrückte. Die Pädagogische Hochschule, die Bank Clariden Leu und die neuen Läden der ersten Etappe werden ihre Türen im Herbst 2012 öffnen.

TEC21
2012 NR. 33-34
«EUROPAALLEE ZÜRICH – BAUFELD B»
ALEXANDER FELIX

Risikoscheu: schwacher Auftakt der Europaallee auf dem prominenten Bauplatz am Zürcher Hauptbahnhof.

Der Begriff «risikoscheu» bezeichnet in der Entscheidungstheorie die Eigenschaft eines Marktteilnehmers, bei der Wahl zwischen mehreren Alternativen gleichen Erwartungswerts stets die Alternativen mit dem geringeren Risiko hinsichtlich des Ergebnisses – und damit auch dem geringstmöglichen Verlust – zu bevorzugen. Risikoscheue Investoren präferieren also mehrheitsfähige Projekte, auch wenn der architektonische Mehrwert dadurch kleiner ausfällt – wie etwa im Fall der Europaallee, südlich des Gleisfelds vor dem Zürcher Hauptbahnhof.

Während die Bauten in der künftigen zweiten Reihe der Europaallee (Baufelder A, C, E) Gestalt annehmen, wurden kürzlich die Wettbewerbe für die Baufelder F und B in der vorderen Reihe entlang der Gleise entschieden). Das Baufeld F wird nach einem zweistufigen Projektwettbewerb mit 15 eingeladenen Teams von Boltshauser Architekten mit einer zweiteiligen Bebauung zu einem – hohem Wohnungsanteil sei Dank – angenehm kleinteiligen Anker am Gustav-Gull-Platz gestaltet. Auf dem Baufeld B am anderen Ende der Zeile kündigt sich hingegen Langeweile an: Nach einem zweistufigen Projektwettbewerb mit anfangs 72 Teams, sechs Projekten in der zweiten Stufe und einer anschliessenden Überarbeitung von zwei Beiträgen wirkt das Siegerprojekt von Stücheli Architekten ein wenig wie ein schwacher Ableger des Prime Tower zwischen dem Bahnhofausgang Löwenstrasse

TAGES ANZEIGER
17.09.2013 SONDERBEILAGE «EUROPAALLEE»
«MITTENDRIN IN DER VERDICHTUNG»
JÜRGEN ROHRER

Die Überbauung Europaallee führt vor Augen, welche Dimensionen auf Zürich zukommen. Sie ist ein Übungsplatz für das Leben in einer verdichteten Stadt.

So sieht sie also aus, die Verdichtung. Alle reden von ihr: die Landschaftsschützer, die Raumplaner, die Stadtentwickler. Früher gab es die Gartenstadt als Ideal, die Blockrandstadt, die Satellitenstadt oder die Steueroasenstadt – heute ist die Verdichtungsstadt en vogue. Die Verdichtung ist das Heilmittel, das die Einwanderung erträglich macht und die Wiesen und Weiden schont. Es ist ein Heilmittel aus der Hausapotheke zwecks häuslicher Umgestaltung mit Grund und Boden.

Was an der Lagerstrasse hinter der Sihlpost entstanden ist und in den nächsten acht Jahren weiter entsteht, ist realisierte Raumplanung. Der Zürcher Hauptbahnhof und seine Umgebung gelten im kantonalen Richtplan als Zentrumsgebiet, wo die Entwicklung nach innen stattfinden soll. Entwicklung nach innen ist das Aufstürmen von Büros an Orten, die mit Zug und Tram im Viertelstundentakt erreichbar sind. Die Überbauung Europaallee, deren erste Etappe am 22. September gefeiert wird, ist ein raumplanerisches Vorbild, zusätzlich veredelt durch die öffentliche Nutzung,

welche die Pädagogische Hochschule mit ihren 1800 Studienplätzen gewährt. Wie oft ist das schon gefordert worden: Hochschulen an Bahnhöfen! Während sich Uni Zürich und ETH Etappe für Etappe über den Irchel und den Käferberg pflügen, die Studenten in der Europaallee fallen vom Zug direkt in den Hörsaal.

Es lässt sich noch anderes würdigen. Die SBB als Grundbesitzerin und Bauherrin haben von Anfang an die Stadt beigezogen und mit ihr zuallererst ein Entwicklungskonzept erarbeitet. Bevor der erste Bagger fürs erste Gebäude vorfuhr, war schon definiert, wo in der 600 Meter langen Überbauung die Plätze, die Ginkgobäume, die Brunnen und die Wege hinkommen. Die Querstrassen im Kreis 4 finden ihre Fortsetzung in der Europaallee. Die Überbauung ist zwar markant höher und massiger, doch versucht sie, das den Kreis 4 nicht allzu stark spüren zu lassen. Auch die unterschiedlichen Höhen der Blöcke sollen mithelfen, Alt und Neu zu verweben.

Zürcher mögens gross SBB und Stadtrat nehmen zudem für sich in Anspruch, die Bevölkerung in den Planungsprozess miteinbezogen zu haben. Ob diese sogenannten Echoräume echte Mitsprache sind, wird unterschiedlich beurteilt: Die linke Opposi-

tion in Aussersihl sieht das anders als die Bauherrin. Auf jeden Fall sind SBB und Stadtbehörden geschickter genug vorgegangen, um die Volksabstimmung locker zu gewinnen. Wer im Stadtzentrum 54 Meter hohe Türme aufstellen will, braucht einen Gestaltungsplan und der ist nur auf politischem Weg erhältlich. Am 24. September 2006 stimmten alle Stadtkreise und 65 Prozent der Stimmenden für die Überbauung. Die Gegner hatten im Abstimmungskampf monströse, schwarze Bürotürme gezeigt, vor Mietzinserrhöhungen gewarnt, die überrissene Dichte und die Zerstörung des gewohnten Stadtbildes angeprangert. Doch das Volk wollte es anders.

Die Zürcherinnen und Zürcher mögens eben gross. Ihnen gefällt, wie in Zürich-West geklotzt wird, wie Türme in die Höhe schiessen und sich der Prime Tower die Goldmedaille «Höchstes Haus der Schweiz» umgehängt hat. Der Zürcher Seele tut es weh, wenn Auswärtige den Zürcher Grossstadtanspruch mit Verweis auf London, Berlin oder New York relativieren. Denn die Zürcher fühlen sich als grosse Städter – was sie ja auch sind, wenn sie zu Besuch sind im Rhein – oder im Schächental. Für sich persönlich wissen sie schon, dass der Prime Tower von 2011 dem Empire State Building von

1931 nur bis zum Knie reicht. Aber die Auswärtigen müssen ihnen das nicht unter die Nase reiben. Deshalb packen sie jede Gelegenheit, wenn es irgendwo in der Stadt etwas zu vergrössern gibt, sei es in Zürich-Nord oder in Zürichs Wildem Westen, sogar im schönen Platzspitzpark darf sich das Landesmuseum breitmachen. Die Schweizer Demokraten haben sich komplett verschätzt, als sie den Kampf gegen die Hochhäuser aufnahmen: Ihre Volksinitiative «40 Meter sind genug» wurde im November 2009 mit 73 Prozent Nein limmatab geschickt.

Verdichtung trainieren 54 Meter misst die Europaallee an ihren höchsten Stellen. Die Türme sind aber erst am Werden. Doch auch die niedrigeren, bereits stehenden Gebäude erwecken den Eindruck einer urbanen Schlucht. Bisher lag die Lagerstrasse halb in der Prärie: Auf ihrer rechten Seite auf dem verbotenen SBB-Gelände wucherten Gras und Büsche zwischen den niedrigen Baracken und Remisen. Jetzt ist die Lagerstrasse der Anfang eines Canyons, der in acht Jahren bis zur Langstrasse reichen wird. Man staunt bei diesem Anblick, es ist alles ist höher und vor allem enger als in Zürich gewohnt. Man hat die Verdichtung angekündigt, dort ist sie jetzt erlebbar. Hat man sich das so

vorgestellt – so hoch, so eng, so repetitiv in den rechteckigen Formen? Verdichtung wollen ist das eine; Verdichtung sehen und aushalten das andere.

Die Überbauung Europaallee taugt so nicht nur als Vorbild für die realisierte Raumplanung, sondern auch als Übungsplatz für eine Bevölkerung, die in den kommenden 20 Jahren um 40 000 bis 80 000 Menschen wachsen wird. So prophezeit es die Statistik und so

erwarten es auch die Stadtbehörden. Nur schon die heutige Bau- und Zonenordnung bietet Reserven für etwa 120 000 Einwohner. Für diese künftigen Mitbewohner werden keine Wiesen umgegraben oder Wälder gefällt, sondern es wird in den heutigen Wohngebieten höher und kompakter gebaut. Leimbach, Letziquartier, Altstetten-Nord, Affoltern, Seebach und Schwamendingen – überall dort wird verdichtet. Wer dort wohnt,

kann in der Europaallee trainieren. Wobei es sich um eine Art Höhenstraining handelt unter künstlich erschwerten Bedingungen. Denn verdichtet wohnen ist nicht ganz so eng wie verdichtet arbeiten.

Der Begriff «Verdichtung» sei nun auch in einer breiteren Bevölkerung angekommen, und sie sei weder Schreckgespenst noch Allheilmittel, schreibt der städtische Hochbauchef André Odermatt jüngst in der Publikation

«Dichter», die anhand von 30 Wohnbeispielen aufzeigt, wie Verdichtung aussehen kann. Wer mit dem Heft in der Hand durch die Lagerstrasse spaziert, wird feststellen, dass die Europaallee einfach noch eine Spur dichter ist.

TAGES ANZEIGER
17.09.2013 SONDERBEILAGE <EUROPAALLEE>
<SO VON NACHBAR ZU NACHBAR>
THOMAS WYSS

Und plötzlich steht da ein trendiger Stadtteil vor der eigenen Haustüre. Hat man im Kreis 4 darauf gewartet? Aberganzsichernöd! Und doch tun die Aussersihler gut daran, dem «Fremden» die Hand zu reichen.

Berlin nervt sich pausenlos. Über Schwaben. Kiez-Talibans. Aggressive Fixi-Biker. Dänische Investoren. Und neuerdings auch über Touristen.

Die Touristen, hat man nämlich erkannt, sind mitverantwortlich dafür, dass der ursprüngliche Charakter von Quartieren wie Kreuzberg, Friedrichshain oder Neukölln vor die Hunde geht. Dass die Flasche Mate zu teuer ist, dass Hauseingänge vollgekotzt sind, dass da, wo vorher der Türke die Döner brutzelte, nun ein Bio-Produkte-Laden steht. Und deshalb sprayt man die Hauswände mit Parolen voll. «No more Rollkofer!» ist zu lesen. Oder: «Welcome in Berlin – now go home!». Oder, besonders derb: «Touristen fisten!». Wer die Spraydosen über die Mauern führt, weiss man nicht. Es sei «eine amorphe Wutmasse, die gegen die Anwesenheit oder den Zuzug «gewisser Anderer» protestiere», schreibt «Die Zeit». Und die sich durch «ein obskures Ältestenrecht legitimiert, um damit den Lokalkolorit zu schützen.»

Nerven tut man sich auch im Kreis 4. Denn wie die Berliner Boom-Quartiere sieht sich auch Aussersihl mit «spezifischen sozio-ökonomischen Umstrukturierungsprozessen» konfrontiert. (Das ist die Wikipedia-Definition für den Begriff «Gentrifizierung»; ein schlimmes Wort, klanglich wie inhaltlich, es wird in diesem Artikel nicht mehr vorkommen.) Konkret war die jüngere Quartierepoche durch zwei solcher «Phänomene» geprägt: durch vermögende Hipster, die unbedingt in der Nähe der Langstrasse oder so eine gestylte Loge brauchen, koste es, was es wolle, und durch die Wochenendspassgesellschaft – also durch die schrille und laute Masse aus Yuppies, Lattemacchiato-Mamas, Vulkanetten, It-Girls, Chief-Checkern, Münchnern, Innerschweizern, Mitte-Schnitten etc. – die unbedingt in hiesigen Bars und Clubs Party machen muss, koste es, was es wolle.

Viele Fragen, keine Antworten

Doch das war, so scheint's, Kinderkram im Vergleich zu dem, was jetzt kommt. Denn jetzt steht, bildlich gesprochen, plötzlich ein neuer Nachbar vor der eigenen Haustür. Und was für ein Hüne, allein seine Arealfläche ist so gross wie 13 Fussballfelder! Und dann gibt er sich auch noch weltoffen, trägt Europa bereits im Namen! Und dann macht er auch noch einen auf Bildungsstätte und Outdoor-Paradies, auf Gourmet-Zone und Wirtschaftsfaktor, alles voll im Zeitgeist, alles interessant und relevant, alles angesagt oder abgefahren. Hat man im Kreis 4 auf solche Nachbarschaft gewartet? Aberganzsichernöd, dammsiech! Das Grundgefühl, dass die Entstehung der Europaallee

bei den meisten Anwohnern hervorruft, ist derzeit ein mulmiges, ungutes. Sie alle, die hier seit 30 Jahren wohnen, seit 10 Jahren in einem Keller-Studio Tanzunterricht geben oder in einem Estrich-Atelier Bilder malen, seit 20 Jahren einen Spunten oder einen Plattenladen betreiben, sie alle, die mit einer Gemütslage zwischen gesundem Fatalismus und ungesunder Hoffnung die bisherigen Veränderungen er- und mitgetragen haben (auch wenn es seinen Preis hatte, pekuniär wie emotional), fühlen sich eingeschüchtert – und bisweilen auch einfach «hässig!».

Und natürlich haben sie Fragen. Existenzielle Fragen: Wird unsere alte, auch etwas altbackene Heimat, durch den Einfluss dieses neuen, mondänen Stadtteils noch mehr ausgedünnt und «ausverkauft»? Werden unsere Mieten steigen, unsere Ladenlokale umgenutzt, unsere Stammkunden fremdgehen? Werden wir in Aussersihl überleben können oder, wie etliche vor uns, plötzlich in Albisrieden oder Altstetten hausen und wirtschaften? (Das ist, mit Verlaub, keinesfalls ein Seitenhieb gegen die genannten Quartiere.)

Die Einzige, die darauf eine Antwort hat, ist Asmi Nardo. Sie sagt, das Quartier werde in den kommenden 20 bis 30 Jahren deutlich ruhiger, aber auch teurer werden. Asmi Nardo ist ein Medium. Salopp gesagt eine Hellseherin. Manchmal sieht sie scharf, manchmal schlechter, so ist das in diesem Job; deshalb hilft ihre Pauschalprophetie auch nicht weiter. Und alles andere ist Spekulation. Wer weiss heute schon, ob gewisse Bankgesellen der UBS auf ein Penthouse an der Müllerstrasse spekulieren? Ob die angehenden Pädagogen ihren Stress im Vieri oder im Dörfli wegsaufen? Ob künftige Designhotelgäste die Quartierläden den Edelboutiquen in der Innenstadt vorziehen? Ob Europaallee-Restaurants den Aussersihler Gastlokalen neue Kunden bringen oder alte wegnehmen? «Berliner» Parolen im Kreis 4?

Unsicherheit, gepaart mit einem gewissen Frust – wird man im Kreis 4 bald Hausmauerparolen lesen wie «No more Aktenkoffer»? Oder: «Europaalleeer fisten»? Kaum, dafür fehlt unserem Naturell der innere Rebell. Vor allem wäre es kurzsichtig. Cleverer ist die Strategie, dass die Aussersihler mit der Europaallee genauso umgehen wie ein älterer, etwas hüftsteifer und mürrischer Hausbesitzer mit dem jungen, gut situierten Szene-Pärchen umgeht, das eben vis-à-vis in einen modernen Loft gezogen ist.

Hier die bewährte 3-Punkte-Methode:

1. Den Platzhirsch markieren. Wenn der junge Sürmel seinen Youngtimer-Jaguar auf dem Trottoir parkt, hingehen, und sagen, das Automobil sei echt nicht schlecht, so einen habe man auch mal gefahren, allerdings das Cabrio, das sei «voll «Easy Rider»-mässig» gewesen. Und übrigens sei das Trottoir hier im Fall kein Parkplatz.

2. Offenheit demonstrieren. Irgendwann wird das Szene-Paar mit Freunden eine Party feiern wollen. Der Sürmel wird vorgängig vorbeikommen und präventiv um Verzeihung bitten, wegen des Lärms, und dabei wird er sagen: «Und Sie sind natürlich auch herzlich eingeladen» (was nur eine Floskel ist). Statt sich aufzuregen, gibt man sich betont locker und sagt, wenn was fehle, ein Flaschenöffner oder so, solle er sich ungeniert melden. Und ja, auf einen «Schlumi» schaue man gern vorbei (was man dann aber auch tun muss!).

**TAGES ANZEIGER
17.09.2013 SONDERBEILAGE <EUROPAALLEE>
<DER MANN FÜR DEN LEERRAUM>
HELENE ARNET**

Der Landschaftsarchitekt Stefan Rotzler und sein Team sind für die Gestaltung des öffentlichen Raums verantwortlich. Achtzig Ginkgo-Bäume entlang der Europaallee werden zum Wahrzeichen des neuen Quartiers.

Keiner ist beim Projekt Europaallee schon so lange aktiv dabei wie Stefan Rotzler. Dabei baut er gar nichts. Er beschäftigt sich mit der Leere zwischen den Bauten. Rotzler ist Landschaftsarchitekt. 2005 bekam das Büro Rotzler Krebs Partner in Winterthur aufgrund eines Studienauftrags den Zuschlag, den öffentlichen Freiraum des neuen Stadtteils zu gestalten. Gerade weil die Ausnutzungsziffer hoch ist, sind die Räume dazwischen umso wichtiger, was die Projektleitung erkannt hat. Die Hauptachse, die Europaallee, gibt nicht nur dem ganzen Gebiet den Namen. Sie bildet sein Rückgrat. Sie macht die einzelnen Gebäude erst zum Quartier.

Stefan Rotzler ist einer der bekanntesten Landschaftsarchitekten im Grossraum Zürich. Sein Büro gestaltete die Freiräume auf dem Hürlimann, auf dem Letten-Areal und an der Gessnerallee in Zürich, zurzeit plant es die Parkgestaltung der Einhausung Schwamendingen. Ein weiterer grosser Brocken wird das PJZ sein, das Polizei- und Justizzentrum. Letztes Jahr zeichnete der Schweizer Heimatschutz das Büro Rotzler Krebs Partner Landschaftsarchitekten für die Gestaltung des Brühlparks in Winterthur mit dem renommierten Schulthess-Gartenpreis aus.

Stefan Rotzler ist nicht nur einer der erfolgreichsten, sondern auch einer der ungewöhnlichsten Landschaftsarchitekten im Land, was sich in

seinem Werdegang spiegelt. Studiert hat Rotzler ursprünglich Kunstgeschichte – «aus familiärer Vorbelastung», wie er sagt. Sein Vater Willy Rotzler hat ein Standardwerk zur konstruktiven Kunst verfasst und war Mitbegründer des Vereins Kunsthalle Zürich. «Von ihm habe ich gelernt, genau hinzuschauen. Zu sehen, was da ist – und was da sein könnte.» Genau das sei die Aufgabe des Landschaftsarchitekten. 1975 bis 1978 hat Rotzler an der Hochschule Rapperswil Landschaftsarchitektur studiert und 1982 sein eigenes Büro eröffnet. 1989 stiess Matthias Krebs dazu. Heute beschäftigen die beiden zwanzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Die richtige Lautstärke finden Was gab den Ausschlag, weg von der Kunstgeschichte, hin zur Landschaftsarchitektur? «Die Abgrenzung zum Vorgegebenen. Woodstock. Das Lebensgefühl der Blumenkinder. Die Popmusik.» Rotzler hat Jahrgang 1953 und trägt den Rock 'n' Roll im Herzen. Die Haare eine Spur zu lang, ein schwerer silberner Ring am Finger, ein leichter Schlendrian im Gang. Die Zusammenarbeit in seinem Team gleiche dem Funktionieren einer Popband. «Es ist die Band, die den Sound macht.» Was Rotzler damit sagen will: Er mag nicht im Mittelpunkt stehen. Hat er selbst einmal in einer Band gespielt? «Vor ewigen Zeiten!» Das Instrument? «Gitarre.» Der Name? «Steve and The Heart Beats.» Gerne im Mittelpunkt oder nicht: Jede Band braucht einen Leader.

Rotzler findet, der Vergleich mit der Musikband eigne sich ohnehin für die Aufgabe des Gartenarchitekten. «Wir müssen die Lautstärke fin-

3. Räubergeschichten erzählen. Damit ist das Eis gebrochen, und man kann dem Szene-Paar die eigene Welt näher bringen – indem man ihm bei einem währschaften Znacht Räubergeschichten erzählt und zeigt, dass das Alte nicht nur alt, sondern auch «Vintage» ist. Die zwei werden begeistert sein! Auf diese Art entsteht eine Nachbarschaft, die für beiden Parteien an- und aufregend ist...und bei der man sich auch ruhig mal über den andern nerven darf. Das gehört nämlich schon dazu.

den, die ein Raum braucht.» Auf der Europaallee ist diese eher piano als forte. «Wir haben uns für eine dezente, zurückhaltende, aber sehr präzise Gestaltung entschieden.» Und doch gibt diese den Ton an. Denn das Wahrzeichen des neuen Stadtteils ist das Leitmotiv der Freiraumgestaltung: der Ginkgo.

Als Stefan Rotzler der Jury vorschlug, die Europaallee mit Ginkgo-Bäumen zu säumen, brach schallendes Gelächter aus. «Eher selten in einem solchen Gremium», fügt Rotzler an. Zum einen ist dieser urtümliche Baum als Alleebaum bei uns unüblich. Zum andern stinken seine Früchte bestialisch nach Buttersäure. «Ich musste bei meiner Ehre schwören, dass ich keine weiblichen Bäume pflanze.»

Ein Baum mit Charakter Weshalb aber fiel seine Wahl auf diesen extravaganen Baum? «Er ist resistent, prägnant, nicht an jeder Ecke zu finden – und er hat Charakter.» Der Ginkgo ist unempfindlich gegenüber Luftverschmutzung und verträgt Trockenheit, Hitze und Kälte. Zudem stehe er im Herbst wunderbar im Laub, sagt Rotzler – und schliesslich ganz prosaisch: «...wirft er das Laub in kurzer Zeit ab, was weniger Aufwand im Unterhalt zur Folge hat.» Er sei selbst überrascht, dass der Ginkgo im urbanen Raum nicht häufiger eingesetzt werde.

Ginkgos international gesucht Achtzig Ginkgos werden entlang der Europaallee gepflanzt. Dieser Tage werden sie international ausgeschrieben, denn in der Schweiz finden sich bei weitem nicht genügend passende – männliche – Jungbäume. Gesucht werden Bäume mit einem Stammumfang von etwa 25 Zentimetern, was einer

Wuchshöhe von gegen sieben Metern entspricht. Rotzler sagt: «Schön an meinem Beruf ist, dass alles seine Zeit braucht und sich seine Zeit nehmen darf.» Ginkgos wachsen langsam und an idealen Standorten bis zu dreissig Meter hoch. Sie werden dem Quartier Halt und Bodenhaftung geben. Und es wohl überleben. Ginkgos können tausend Jahre alt werden.

So, wie Musik nicht nur aus dem Leitthema besteht, sondern mit Rhythmus unterlegt und mit einer Begleitung versehen wird, besteht die Raumgestaltung im neuen Quartier nicht nur aus der Ginkgo-Allee. Die Lagerstrasse wird mit Linden begrünt. Auch zieht sich die Arbeit des Landschaftsarchitekten vom Strassenbelag bis zur Sturzhöhe der Portale. Eine Melodie schwebt Rotzler noch vor. Ein Capriccio. Auf dem Gustav-Gull-Platz soll ein urbaner Weiher entstehen, in dem das Wasser im Lauf des Tages unterschiedlich hoch steht. Noch sei die Idee nicht bis ins allerletzte Detail entwickelt. Doch entstünden so einige Meter Ebbe und Flut in Zürich. Flanieren an der Brandung. Und im Winter würde die Wasseroberfläche zum Eisfeld. Little Rockefeller Center für Little Big City.

Schlussakkord 2020 Der Sound steht, die Uraufführung lässt aber noch auf sich warten. Denn erst muss die Durchmesserlinie realisiert sein. 2017 werden die ersten Ginkgo-Bäume gesetzt. Bis dahin ist eine Zwischennutzung mit mobilen, saloppen Sitzringen aus Holz und farbenfrohen Blumenbeeten vorgesehen. «Frech und freudig», sagt Rotzler. Der letzte Ginkgo wird 2020 gepflanzt. Er wird der Schlussakkord sein, den die Rotzler-Band in der Europaallee anschlägt.

**TAGES ANZEIGER
17.09.2013 SONDERBEILAGE <EUROPAALLEE>
<PROTESTANTISCHE STRENGE UND HEITERER FREIRAUM>
BENEDIKT LODERER**

Ein Schulhaus steht auf einem Shoppingcenter. Ein Prozessionsweg führt zu einem Platz. Ein Schulhof schafft die Identifikation. Eine Besichtigung des Baufelds A.

Ein Baufeld ist noch kein Quartier. Fertig ist der erste Block, im Bau sind Nummer zwei und drei. Wie die Europaallee einst sein wird, ist erst zu erahnen. Das Stück Stadt des 21. Jahrhunderts, das hier am Werden ist, wird zu früh gefeiert und zu schnell beurteilt. Aber die Zeit muss die Einweihungen feiern, wie sie fallen.

Reden wir also nur vom Baufeld A. Seine «strukturelle Eigenart liegt einerseits im «Vergraben» bestimmter «Funktionsmassen», wie des Mallbereichs mit Supermarkt und Fachmarkt in die bestehende Halenstruktur des Erdgeschosses. Andererseits bilden die aufgesetzten schlankeren Gebäude ein hohes Identifikationspotenzial». Die Übersetzung aus der Bauherrenprosa der SBB: Zwei Geschosse Shopping Center, darüber acht Geschosse Schulhaus. Alle reden von Verdichtung, hier wird sie gebaut.

Wie steht es nun mit dem hohen Identifikationspotenzial? Immer, wenn jemand Identifikation sagt, ist Misstrauen am Platz. Kein anderes Wort bedeckt so erfolgreich die Gedankenblösse. Wohlan denn, komm heraus Identifikation! Beim Baufeld A hat sie drei verschiedene Gesichter: den Block, den Platz und die Passage. Gemeinsam ist ihnen die protestantische Strenge. Alles ist ernsthaft und nüchtern, kühl und kantig. «Sitz grad!» hat Max Dudler, der Architekt, seinem Bau befohlen.

Der Block zuerst. Hier beobachtet man die Geburt der Fassade aus dem Geiste des Kastenfensters. Viel Bahnlärm gibt es hier und viel Flugrost, da empfehlen sich glatte, flache Aussenwände, ohne Vorsprünge, ohne Simse. Dazu kommt die Wärmeisolation, eine dichte Packung ist nötig. Die Mauer wird zur Haut. Regelmässige dunkle Fensterfelder verraten am Tag nichts von dem, was dahinter geschieht, nachts hingegen leuchten die hellen Rechtecke im schwarzen Raster. Jedes Fenster hat denselben Wert, hinter jedem Fenster kann dasselbe geschehen. Einzig die auffälligen hohen Rechtecke verraten die Turnhallen. Edel ist der helle Naturstein, der die Fassade mit Streifen zusammenschnürt, gediegen ist jedes Detail.

Sorgfältig ausgekerbt

Erst beim genaueren Hinschauen merkt man, dass der Block sorgfältig mit Rücksprüngen ausgekerbt wurde. Stellvertretend sei hier die Ecke

zur Sihlpost genannt, dem Restaurant Clipper gegenüber. Auf der Fussgängerebene ist aus dem Block in Verlängerung der Sihlpost-Schmalseite ein dreieckiges Stück herausgesägt worden. Darüber aber kragt er in die Flucht der Lagerstrasse aus. Auf diese Art wird das riesige Volumen in die bestehende Stadt eingefügt. Dass mans nicht merkt, beweist, wie gut es gemacht ist. Wie stehts aber mit der Identifikation? Sie findet keinen Halt an der neutralen Haut, sie gleitet ab, kann sich nirgends festmachen. Geschlossen, abweisend und massiv ist der Block. Es ist kein Haus, es ist ein Behälter.

Wäre der Platz nicht, das Baufeld A wäre keine Zeile wert. Noch ein Büroklötzchen. Achselzuckend ginge man daran vorbei. Doch nun steht man im heiteren Feerraum. Man wird darauf vorbereitet. Breite Freitreppen von barockem Ausmass heben den Besucher aus dem Strassengewühl heraus. Vom künftigen Europlatz aus steigt man zuerst hinauf in einen Steinkanal hinter der Sihlpost, macht dort eine Wendung nach rechts zu einer zweiten Treppe, die in eine Gasse mündet, und erst an ihrem Ende betritt man den Platz. Es ist ein Prozessionsweg, das Hinaufsteigen macht feierlich, man kommt woanders hin. Der Platz ist allen zugänglich, aber nur halböffentlich, denn es ist der Pausenplatz der Pädagogischen Hochschule. Eine Baumreihe, der obligate Springbrunnen Typ Bundesplatz und ein Baldachin, mehr ist hier nicht zu finden, mehr ist auch nicht nötig. Man steht in einem Gefäss ohne Deckel und erinnert sich: Genau so hat Camillo Sitte, der Gründervater der Stadtbaukunst vor über hundert Jahren den Turbinenplatz definiert. Die Gassen liegen in den Ecken und sind nicht durchgehend. Die Platzwände haben keine Löcher, der Stadtraum ist geschlossen. Eine klassische Figur aus dem Werkzeugkasten der Stadtbaukunst. Nur das Denkmal fehlt.

Jetzt erst merkt man, dass eine der Wände anders ist. Drei sind steinern wie die Strassenfassaden, die vierte aus Glas. Der Würfel im Blockinnern wechselt die Haut. Doch auch er steht schwarz und schweigt. Auch er ist mit Kastenfenstern bestückt. Auch er ist diszipliniert und neutral.

Organisationsverstand am Werk

Im Innern entdeckt man, wie vernünftig und funktionstüchtig die Grundrisse organisiert sind. Im innersten Kern die grossen Auditorien, darum herum die Erschliessung und an den Fassaden die Büros und

die Seminarräume. In den oberen Geschossen, wo es keine Grossräume mehr braucht, ersetzt ein Innenhof die Auditorien. Im Erdgeschoss liegt die Mensa und die Küche. Tief im Bauch des Hauses selbstverständlich die Garagen. Hier, und in den andern Gebäuden ebenso, ist der Organisationsverstand am Werk, er geht mit dem Raum haushälterisch um und erlaubt nur in den Eingangshallen Mehrhöhen. Die Passage erschliesst die «Funktionsmassen». Zwei hohe Geschosse füllen den ganzen Block aus, sind der Sockel und Unterbau von Platz und Hochschule. Von der Lagerstrasse zum Europaplatz führt die Passage gradlinig durch den Block. Im Innern erweitert sie sich zu einer Halle. Beide haben die gleiche Höhe, was die Passage angenehm hoch macht und die Halle bedrückend niedrig. Wo die Räume grösser werden, sollte auch ihre Höhe wachsen.

Auch hier wieder das Kastenfenster, als innere Fassade diesmal. Der Architekt hat dem Kommerz einen festen Rahmen geben wollen, eine Kastenwand, die das Überquellen der Warenwelt zurückhält. Es wird wenig nützen. Wie die Halle und Passage schliesslich aussehen wird, ist erst zu erahnen, noch ist das Kunstlicht nicht installiert, noch befindet man sich auf einer Baustelle. Ob sich aber diese Einkaufspassage von einer andern wirklich unterscheiden wird, scheint fraglich.

TAGES ANZEIGER ONLINE KOMMENTARE
15.10.2012
WALTER HORN

Es fehlen die Beizen, die Läden, die Kleinkarriertheit, die richtigen Baumaterialien und die richtige Einstellung zum Leben. Es riecht nach Anlageobjekten, Profit, GU's, Banken und Gewinnsucht. So kann kein Leben entstehen. In Winterthur erleben wir das gleiche Übel in den Sulzer-Arealen, nur hat das in dieser Stadt noch scheinbar niemand gemerkt. Das Leben findet anderswo statt.

TAGES ANZEIGER ONLINE KOMMENTARE
15.10.2012
ANDREAS KONRAD

Zürich! Endlich wird einmal «Grossstadt» gebaut, und prompt mäkelte man in provinziellem Kleingeist von «grauer Tristesse». An der Europaallee wird nicht mehr kunterbunt und wirr rumgedörfelt und -gehüselte wie in Tägerihof oder Brüttsellen – hier entsteht in einem kompakt geplanten Wurf ein Stück London, Paris oder Berlin, runtergekocht aufs Schweizer Format. Weiter so!

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG
28.10.2013
«DIE LEERE GLITZERT GOLDEN»
LAURA WEISSMÜLLER

In Zürich haben Top-Architekten zwei riesige neue Areale bebaut – und surreale Stille im Herzen der Stadt geschaffen. Wer verantwortet dieses Desaster?

Vielleicht sollte man mit dem Gold anfangen. Wenn ein Sonnenstrahl auf die Glasfassade des neuen Bürogebäudes in der Züricher Europaallee fällt, dann schimmert sie golden – genauso wie die Umgebung des neuen Stadtviertels gleich am Hauptbahnhof, die sich in den sanften Vor- und Rücksprüngen der Glaspaneele leicht gebrochen spiegelt. Edel sieht das aus und vor allem teuer. Als hätten die Investoren hier buchstäblich das bekommen, was sie in Zeiten der Finanzkrise auf dem Immobilienmarkt suchten: Betongold.

Die Jagd danach befeuert aktuell gewaltige Umbaumassnahmen. Komplette neue Viertel entstehen, die nicht nur optisch die Metropolen prägen werden, sondern auch langfristig darüber entscheiden, wer dort arbeiten und wohnen wird. Nur: Wer bestimmt die Kriterien? Die Städte selbst sind es offenbar nicht. Das zeigt das Beispiel der Europaallee.

Hier hat das Betongold feinste Qualität. Nicht nur, weil die Stadt boomt und weil die Immobilienpreise in der Schweizer Bankenmetropole zu den höchsten Europas gehören. Im vergangenen Jahr hat der Kanton Zürich entschieden, den eigenen Flächenfrass zu stoppen. Die in der ganzen Schweiz weit fortgeschrittene Zersiedlung soll endlich aufhören – das erhöht den Druck innerhalb der Stadtgrenzen. Verdichten in den bestehenden Quartieren hiess bislang das Zauberwort, neu bauen in den ehemaligen Industriearealen und letzten freien Flächen das grosse Versprechen. Die Europaallee, die auf einem 80 000 Quadratmeter grossen ehemaligen Bahnareal seit 2006 entsteht, zeigt, was davon zu erwarten ist. Vorab nur so viel: Für die Investoren dürfte die Zukunft erst einmal weiterhin golden glänzen, für die Stadt und das, was man mal unter öffentlichem Raum verstand, sah es noch nie so düster aus.

Besonders deutlich wird das, wenn man die Europaallee nach acht Uhr abends betritt. Nur wenige Schritte vom Hauptbahnhof entfernt wirkt es hier verblüffend still. Das Viertel ist fast surreal leer. Kein Mensch läuft über die breiten Treppen, keiner in den schmalen Gassen zwischen den streng rechtwinkligen Gebäuden. Niemand stört die

Wie wenig Architektur gegen den Kommerz zu bestellen hat, beweist ein Besuch der Stadelhoferpassage. Calatravas Betonüppigkeit versinkt im Lärm des Angebots. Dudlers Kastenstrenge wird bald still und duldet den Hintergrund für die Anpreisungen bilden. Die Identifikation? Weder Halle noch Passage werden sie schaffen, Zürich hat ein Shoppingcenter mehr.

herrschaftliche Geometrie. Nur auf dem Vorplatz der Pädagogischen Hochschule Zürich stehen noch vereinzelt Studenten. Die Universität hat als erste den Neubaukomplex bezogen, der auf einer gigantischen Shoppingmall aufgesockelt ist. Über dem trapezförmigen Platz leuchtet ihre Turnhalle, sie krönt das Obergeschoss eines Seitenflügels. Doch Lebendigkeit suggeriert das Licht hinter den vertikalen Fensterbändern dort oben nicht, eher erinnert es an ein Leuchtturmsignal mitten in der urbanen Leere.

Ungerecht? Schliesslich wirken heute nach Ladenschluss viele Innenstädte wie per Zeitschalter narkotisiert. Potsdamer Platz in Berlin, Kaufingerstrasse in München – wer Leben sucht, geht woanders hin. Das, was einmal das grosse Versprechen der Metropolen war – die Vielfalt und die Möglichkeiten, die sich daraus ergeben –, wird systematisch aus den Zentren verdrängt. Stattdessen: hell erleuchtete Schauwindower der immer gleichen Modeketten, edle Fassaden von weltweit agierenden Wirtschaftsunternehmen, toter Raum für einen Grossteil derer, die eigentlich die Öffentlichkeit ausmachen.

Weil es nicht erwünscht ist im Herzen der reichen Stadt, Platz für genossenschaftliches Bauen oder junge Kreative auszuweisen? Vermutlich. Doch nach 20 Jahren neoliberaler Stadtentwicklung hat Zürich sich der Möglichkeit dazu auch selbst beraubt: Wie viele andere Metropolen besitzt die Stadt kaum mehr eigenen Grund in zentraler Lage. Der wurde schliesslich verkauft. Meistbietend, dafür offensichtlich ohne die notwendigen Auflagen. Denn wenn die öffentliche Hand nicht vorschreibt, dass auf einem Areal zu einem gewissen Anteil auch günstiger Wohnraum entstehen soll oder Gewerbeflächen für Kleinunternehmer, dann wird die Immobilienwirtschaft beides verdrängen. Die Marktlogik kennt schliesslich kein soziales Gewissen.

Bei Tage zeigt sich die Qualität des Züricher Betongolds: Es ist architektonische Wertarbeit. Bei der Europaallee waren gleich drei renommierte Büros beteiligt. Nach dem Masterplan des niederländischen Architekten und Stadtplaners Kees Christiansen haben dort Max Dudler, David Chipperfield sowie Annette Gigon und Mike Guyer die Gebäude entworfen. Dudler, in Deutschland durch sein Grimm-Zentrum und die Erweiterung des Hambacher Schlosses bekannt, plante die Uni

sowie zwei Teile des vierflügeligen Büroensembles, das die UBS-Bank bezogen hat. Chipperfield, mit dem Museum Folkwang, dem Literaturmuseum in Marbach und dem Neuen Museum in Berlin aktuell Deutschlands Museumsbaumeister Nr. 1, entwarf eins der restlichen zwei Häuser, die Schweizer Gigon und Guyer das andere.

Wer sich für Fassaden interessiert, kommt bei dem UBS-Block auf seine Kosten: Stein, Metall, Glas mit glitzerndem Goldglanz – die Vielfalt der edlen Materiale ist gross. Genauso wie die Dialogbereitschaft unter den drei Architektenbüros. Geschickt schliessen Übergänge per Brücken an das Nachbargebäude an. Das Buch «Zusammen Bauen» über das Gemeinschaftsprojekt der Architekten spricht gar von Armen, die den «Schulterschluss» zum Nachbarn bilden. Nur: Die Stadt, der ursprünglich das Areal gehörte, bevor sie es den Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) zur Verfügung stellte, hat nichts von einem Austausch, der sich rein auf der Fassadenoberfläche abspielt.

Es reicht eben nicht, grosse Durchgänge, Plätze und Passagen anzubieten, wenn der Architekturrahmen ein Stoppschild für alle Nicht-Topverdiener aufstellt. Plätze, wo sich Menschen nicht gerne aufhalten, können auf Fotos noch so hübsch aussehen – sie haben ihr Ziel verfehlt. Anders als in der freien Marktwirtschaft muss sich in einer gelungenen Stadtplanung ein soziales Gewissen widerspiegeln. Das entscheidet über die Qualität – nicht die Ästhetik. Die gewaltige Einfahrt des Parkhauses unter der Europaallee formuliert so etwas wie die Botschaft, die das ganze Areal aussendet: Wer hier arbeitet, kommt mit dem Auto. Er muss sich nicht für die Umgebung interessieren, braucht keinen Bahnanschluss – und auch keine freundlich gesinnten Nachbarn.

Die hat auch das kleine, eingewachsene Mehrfamilienhaus im Kreis 5 nicht. Es steht mitten in Zürich West, ebenfalls ein Neubaugebiet, das die Stadt seit den Neunzigerjahren auf einem ehemaligen Industrieareal entwickelt. Was sich stolz Kreativviertel nennt, sieht tatsächlich über weite Strecken wie urbane Öde aus: grosse monotone Büroriegel, mal aus Backstein, mal aus Stahl und Beton. Die ehemalige Giessereihalle, antiseptisch saniert, beherbergt unter der Patina ihrer industrierauen Deckenkonstruktion das Standardprogramm aus Cofeeshop, Fitnessstudio und Restaurant.

Der weitläufige Platz davor mit vielen Birken und grossen Holzbänken ist nach Bürozeiten verwaist. Offenbar halten sich nicht mal diejenigen, die hier arbeiten, dort gerne länger auf. Hier nun um die Ecke befindet sich das kleine Häuschen. Der Besitzer weigert sich seit Jahren, sein Zuhause der Zufahrt zu einem neuen Hotelurm zu opfern. Der Künstler Navid Tschopp hat diese Haltung weithin sichtbar gemacht: In grossen Versalien steht Resistance auf der Hausfassade. Der Schriftzug gleicht dem des Hotels. Das fordert den Abriss im Dienste der Öffentlichkeit. Nur: Welche ist da gemeint?

«Wem gehört die Stadt», fragten Ende Oktober einige Tausend Demonstranten in der Züricher Innenstadt. Ein buntes Bündnis aus Baugenossenschaften, Studenten, Hausbesetzern, Kleingewerbe, Kirche und Kreativen forderte mehr bezahlbaren Raum für Wohnen, Arbeiten und Kultur – das Gegenteil also von Europaallee und Zürich West. Doch der Widerstand in der eigenen Stadt ist klein. «Zürich ist eine calvinistische Stadt. Wer hier verdrängt wird, sieht es als das eigene Verschulden an, die Mieten nicht bezahlen zu können, wie dies

WERK, BAUEN + WOHNEN 2013 NR. 6 «RHETORIK ALS STILMITTEL» FRANK ZIERAU

Campus Europaallee in Zürich von Max Dudler
Öffentlicher Raum ist in die Topografie und das Strassen- und Wegnetz der Stadt eingebunden. Bei der sieben Meter über dem Strassenniveau gelegenen Ebene der Pädagogischen Hochschule ist das nicht der Fall.

«Wir wollen von Anfang an ein Ensemble; eine Stadtanlage, die die Physiognomie der Stadt aufnimmt und in einer zeitgenössischen Architektursprache fortschreibt. Wenn man über die Gassen und Treppen zum Campus hochgeht, spürt man diese Überlagerung. In Zürich kennt man solche Situationen vom Lindenhof her: diese schönen Treppenanlagen, die zu einem öffentlichen Platz führen.»

«Wir haben einen erhöhten Platz als Campus für die Pädagogische Hochschule vorgeschlagen. Die im Masterplan von Kees Christiaanse angelegte Durchwegung haben wir noch feingliedriger aufgelöst und durch Platzräume und Passagen erweitert – es gibt endlich wieder echte Plätze in der Stadt. Auch die Kontinuität des städtischen Raums bleibt erhalten: Alles ist öffentlich.»

Beim Lesen dieser Zeilen stellen sich unwillkürlich Bilder der genannten Referenzen ein. Sie sind bekannt, und wenn schon nicht als direkte Lokalität, dann als im kollektiven Gedächtnis abgelegte Erinnerungen. Der Anspruch einer alles umfassenden Öffentlichkeit ergänzt sich dann nahtlos zu einem wahren Bild einer Stadt. Es ist keine grosse Kunst, diese Zeilen als Sinn und Zweck einer Öffentlichkeitsarbeit zu verstehen. Interessant wird es aber dann, wenn diese Textpassagen nicht mit geschlossenen Augen gelesen wer-

den, sondern in direkter visueller Konfrontation mit der Realität. Es geht dabei beileibe nicht nur darum, die Differenzen beider Welten als solche zu entlarven. Genauso spannend ist die Frage, warum sich diese Rhetorik trotz augenscheinlicher Widersprüche über sechs Jahre lang seit dem Wettbewerbsentscheid 2006 gehalten hat. Und warum diese vollkommen überfrachtete Bedeutung des Platzes auf der zweiten Ebene als öffentlicher Raum nicht gelingen konnte.

Bei der Durchsicht der Wettbewerbsergebnisse von 2006 für die Überbauung des ersten Baufelds des Entwicklungsgebiets Europaallee direkt am Zürcher Hauptbahnhof verwundert es nicht, dass sich die Jury und die Veranstalter für das Projekt «Stadtskulptur» von Max Dudler entschieden haben. Neben der Auflösung der beträchtlichen Baumasse in einzelne Stadtbausteine waren es wohl auch die sprachlichen Verführungen, die hier ihre Wirkung nicht verfehlten: Da wird der öffentliche Raum als Abfolge von Gassen, Plätzen und Treppenanlagen dekliniert, dass auch dem letzten Vertreter der Ausnützungsmaxime ein klares Signal gegeben wird. Hier ist ein Gerüst gesetzt, das im Abnutzungskampf bis zur Realisierung auch nach aussen und für jedermann vermittelbar ist. Der öffentliche Raum ist als Teil der städtebaulichen und damit auch politischen Strategie angekommen. Nur so lässt sich anscheinend diese «Neue Dichte» in Zürich verteidigen und durchsetzen.

Der zweite Blick wirkt wie so oft allerdings ernüchternd. Es muss schon irritieren, wenn ein Architekt sein Projekt durch allerlei rhetorische Kunst nobilitiert. Dass dabei des Öfteren mit

die neu eingewanderte Global Class mit Leichtigkeit tut», erklärt Vesna Tomse, Soziologin und Mitinitiatorin der Demonstration. Sie erforscht die Gentrifizierung in Zürich und kennt die Zurückhaltung der Betroffenen. Doch jetzt sei der Verdrängungsprozess so stark, dass es Reaktionen gibt. «Langsam ist es so weit.»

«Die Europaallee ist der Endpunkt einer neoliberalen Stadtentwicklung, die nur auf Gewinnmaximierung ausgelegt ist», sagt Hubert Klumpner. Er ist Architekt und Professur für Architektur und Städtebau an der ETH Zürich, einer der zwei besten Architekturschulen der Welt. Müssten nicht hier die Antworten gefunden werden, wie eine Stadtplanung möglich ist, die Neues schafft, ohne automatisch Verdrängungsprozesse in Gang zu setzen? Und welche Faktoren notwendig sind, damit ein Gebäude nicht nur ästhetisch überzeugt, sondern eben auch in puncto Öffentlichkeit?

Die Antworten werden händeringend benötigt, nicht nur in Zürich. Genauso in Warschau. In München. In London. In Frankfurt. Mag sein, dass das Wachstum der grossen Megacities dieser Welt die Umbaumassnahmen in Europas Städten klein aussehen lassen, aber die Folgen für jede einzelne Stadt sind es nicht. Und auch nicht der soziale Sprengstoff, der sich da gerade in die Innenstädte einbetoniert. Was früher die Funktionstrennung zwischen Wohnen und Arbeiten geschafft hat – triste Monostrukturen – schafft heute die Trennung durch den Quadratmeterpreis.

Was es braucht, sind neue Ideen für eine sozial gerechtere, aber auch zukunftsfähige Stadt. Wer diese auf der diesjährigen Jahresausstellung der ETH gesucht hat, wurde allerdings enttäuscht. Die junge Elite interessiert nicht die Stadt, sondern das einzelne Objekt. Sie wollen während des Studiums vor allem ihre Mappe mit Entwürfen füllen, mit denen sie sich bei den renommierten Architektenbüros dieser Welt bewerben können. Das sind kunstvolle Einzelbauten. Aufwendige Fassadengliederung. Es ist kein Zufall, dass Architekten der Europaallee auch hier lehren.

Dabei bräuchten die Städte gerade dringend Baumeister, die erst mal den Bodensatz eines jeden Ortes untersuchen und die langfristigen Auswirkungen eines Neubauprojekts auf die Umgebung analysieren. Kurz: denen die soziale Verantwortung ihres Berufs bewusst ist. Denn Häuser machen Stadt. Sie entscheiden, wie ein Viertel genutzt wird, welche Menschen sich dort aufhalten, wie viel Austausch zwischen ihnen entsteht. Wenn sich im Bauboom der Dialog eines Neubaus mit seiner Umgebung auf Sockelgeschoss und Fassadenvorsprung beschränkt, dann sind die Architekten bald nur noch für den Goldstaub zuständig.

grobem Geschütz aufgefahren wird, sei also diesem Sachverhalt geschuldet, wenn auch nicht verziehen ist, diese Rhetorik ständig zu überprüfen und zu erkennen, wenn der Kaiser nackt da steht, wenn also keine Kompatibilität mit dem eigentlichen Entwurf besteht, darüber sollte Einigkeit herrschen.

Renaissance der zweiten Ebene
Wenn also allen Ernstes behauptet wird, dass eine mehr als sieben Meter über dem Strassenniveau gelegene künstliche Ebene auf einem zweistöckigen Gebäudesockel inmitten eines topografisch absolut flachen Stadtviertels zum öffentlichen Raum werde, muss ein genauer und kritischer Blick erfolgen. Hier wird die europäische Stadtkultur zitiert, und wenn uns diese Stadtkultur im letzten Jahrhundert etwas gelehrt hat, dann die Schwierigkeiten solcher künstlichen Ebenen. Es ist um so verwunderlicher, dass gerade ein Vertreter dieser so genannten «Europäischen Stadt» sich auf eine typologische Grundfigur des 20. Jahrhunderts beruft, die immer an genau diesem Punkt gescheitert ist: der Einführung einer künstlichen, gegenüber der Strasse hochgelegten zweiten Ebene im Typus «Sockel mit Turm» aus den 1960er und 1970er Jahren. Denn eigentlich tut das Bauwerk hinter der Sihlpost in Zürich nichts anderes, als den programmatischen Gesetzen dieses Gebäudetyps zu folgen. In einem kommerziellen und funktionalen Überlegungen folgenden vollflächigen Sockelbau werden Baumassen horizontal organisiert, die hohen Flexibilitätsanforderungen und einer maximalen Bodenausnutzung genügen müssen. In den oberen Geschossen wiederum können

isolertere und mehr dem Tageslicht zuwandte Programme vertikal gestapelt werden.

Was aber schon an den gebauten Vorläufern schnell erkannt wurde, erwies sich als in der Grundanlage evidentes Problem: die nicht zu bewältigende Höhendifferenz zwischen Strasse und oberer Sockelebene für die Bereitstellung von öffentlichen Räumen. So sehr die Idee der zweiten Ebene auch fasziniert, sie blieb immer nur Wunschtraum von Stadtplanern, Architekten und Politikern. Ihr Dilemma bestand nicht nur in der rein physischen Bewältigung der grossen Höhe. Öffentlicher Raum, ob nun Strasse, Gasse oder Platz, lebt davon, Teil eines sinnfälligen Netzes zu sein. Ein Strassennetz bietet sowohl viele Ziele als auch viele Wege an, um sich von einem Ort zu einem anderen zu bewegen. Dieses Netz von Zielen und Wegen gehorcht nicht nur einer einzelnen städtebaulichen Schule oder den Vorstellungen traditioneller Städtebauer aus einem bestimmten Jahrhundert. Es rekrutiert seine Normen aus unserem Verhalten; dem Verhalten derjenigen, die es nutzen, gebrauchen und auch geniessen wollen.

42 Stufen über dem Kontext
Wenn Aussenräume nicht absolut selbstverständlich und unter Einhaltung der einfachsten Grundsätze in die Umgebung eingebunden sind, werden sie dem Anspruch eines öffentlichen Raums nicht entsprechen können. In diesem Fall stimmt weder das Gesetz der Einbindung und Vernetzung noch die Logik eines Höhenunterschieds durch eine im kollektiven Gedächtnis verankerte Topografie. Wenn diese Topografie fehlt, fehlt der zwingende Hinweis zum Aufsteigen und Hinabgehen. Wird

diese Topografie künstlich durch ein ebenerdiges Raumprogramm erzwingen, ist auch die Höhenüberwindung als Motiv künstlich. Die zweite Ebene kann den Ansprüchen also gar nicht entsprechen, weil ihr der elementare Charakter jeglicher Öffentlichkeit fehlt: Sie lässt sich nicht integrieren, weil sie nicht aus den Gegebenheiten ihrer Umgebung entwickelt ist (ganz abgesehen davon, dass sie laut Gestaltungsplan rein rechtlich Privatbesitz der Grundeigentümer ist).

Der Kontext aber ist topografisch eindeutig, nämlich horizontal und flach. Kein Fels oder sonstiger vermittelbarer Grund erzwingt diese aufgeworfene Mitte. Die Passage durch die Shopping-Mall ist kein öffentlicher Raum und zudem abschliessbar, die hohe Treppe ist als Weg durch den Block im wahrsten Sinne des Wortes eine zu hohe Schwelle für das Durchlaufen eines Platzes. Es gibt Situationen, wo die Höhenüberwindung durch die gegebene Topografie eine Selbstverständlichkeit darstellt. Die körperliche Anstrengung ist dann zwingend erforderlich, sie stellt eine Bedingung zum Erreichen eines Ziels dar. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, hier den Lindenhof als Referenz anzuführen. An ihm ist all das ersichtlich, was hier genau zum Schluss hätte führen müssen: Der Kaiser ist nackt ...

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG

31.08.2012

«CAMPUS DES LERNENS ÖFFNET DIE TÜREN»

IRENE TROXLER

Die Bildungsstätte der Lehrerschaft hat neu eine zentrale Adresse und haucht dem neuen Zürcher Stadtteil Europaallee Leben ein. Zu Semesterbeginn werden rund 2500 Studierende den Neubau des Architekten Max Dudler in Beschlag nehmen.

Ein urbaner Platz, der von Fassaden aus grossformatigen Stein- und Glasflächen umgeben ist: Das ist der neue Mittelpunkt der Pädagogischen Hochschule Zürich (PHZH) und gleichzeitig der Ort, der am stärksten das Gefühl eines Campus aufleben lässt. Die zentrale Lage der neuen Hochschule erlaubt es nicht, wie in Harvard oder Yale, Studieren und Wohnen zu kombinieren. Studentische Zimmer wären direkt beim Zürcher Hauptbahnhof schlicht nicht finanzierbar. Dafür leistet die neue Hochschule einen Beitrag zur Belebung eines Neubauquartiers. Die Studierenden sind die Ersten, die in die Europaallee einziehen. Dank der prominenten Lage können sie in der unterrichtsfreien Zeit shoppen gehen: Im untersten Geschoss eröffnet ebenfalls im September ein Einkaufszentrum seine Tore.

Hörsaal ganz in Holz

Im Innern sind die drei Bauten des Architekten Max Dudler modern und gradlinig, es dominieren weisse Wände, schwarze Böden und Treppen aus Beton. Dank Oberlichtern ergeben sich in den Treppenhäusern teilweise reizvolle Durchblicke. Einen Kontrast zur schlichten Eleganz bildet der grosse Hörsaal, der bis auf die Decke ganz mit amerikanischem Kirschbaumholz verkleidet ist, was ihm eine warme, fast sakrale Ausstrahlung verleiht. In jedem der drei Gebäude wurde auch Kunst am Bau realisiert. Beispielsweise lässt Pascal Häusermann einen überdimensionierten Baum des Wissens als Wandgemälde über die Etagen wachsen. Die skulpturalen Wurzeln werden im Erdgeschoss zurzeit an die Decke montiert.

Ein Gesicht für die 10-Jährige

Untergebracht werden musste im neuen Gebäude-Dreiklang alles, was man sonst auch in einer Schule antrifft, bloss eine Nummer grösser. Was dem Sportlehrer die Dreifachturnhalle ist, findet die Musiklehrerin in mit allerlei Instrumenten ausgestatteten Kabäuschen und der Werklehrer in grossen Räumen mit groben Bänken. Da den Schülern heute auch Medienkompetenz vermittelt werden muss, fehlt zudem ein entsprechendes Lernzentrum samt Videoausrüstungen und -schnittplatz nicht. Obschon sonst die Elektronik überhandgenommen hat –

Ein Platz kann Teil eines Weges sein. Er ist aber genauso darauf angewiesen, selber als Ziel gelten zu können. Wenn dann angrenzende Bauten sich gar nicht zur zweiten Ebene öffnen, sondern lediglich als Platzwand dienen, fehlen diese Ziele. Seltsam abweisend erscheint der im Norden gelegene Gebäuderiegel. Sein Dilemma ist sein fehlender Eingang, der wiederum der Logik der privaten Benutzer folgt und nicht den Regeln der europäischen Stadtkultur. Ein Platz als künstliche zweite Ebene ist dann kein Platz, vielleicht noch ein Vorhof zu einem Gebäude. Spätestens jetzt sollten sich einige Fragen und Zweifel einstellen, die vielleicht aufzeigen, welche rhetorischen Fallen sich öffnen, wenn der öffentliche Raum lediglich als quantitative Masse und an «der entschiedenen Verteilung von gebautem und umgebautem Raum» gemessen wird. Was nützt der Stadt die Bereitstellung von nicht bebauter Fläche und Raum, wenn diese sich nicht einbinden lässt in den städtischen Kontext?

Wenn das Programm eines privaten Bauherrn den Sockelbau erzwingt, sollte eine Lösung gefunden werden, die sich dieser Vorgabe stellt. Wenn ein Aussenraum sich nicht in den städtischen Kontext als Platz einfügen lässt, ist es sinnvoller, ihn als klar deklarierten Raum der zugehörigen Institution auszuführen. Die Referenz steht nicht allzu

weit weg: Kari Mosers Kollegiengebäude der Universität Zürich mit seinem überdeckten Hofraum demonstriert eindrücklich das Potenzial eines solchen Typus.

Pfand der «Neuen Dichte»

Die Parameter der rhetorischen Referenzen sollten ernst genommen werden. Wenn eine Passage ein öffentlicher Weg sein soll, dann sollte sie offen sein, ohne Gitter, Tore und Türen. So tun als ob, um politischen Druck nach mehr öffentlichem Raum abzufedern, auch in dem Wissen darum, dass keine Öffentlichkeit entstehen wird, ist keine Lösung für die Akzeptanz von «Neuer Dichte». Es ist schwer vorstellbar, dass die involvierten Parteien nicht um diese sich widersprechenden Ansprüche von Situation und Programm wussten. Der Verdacht kommt auf, dass die propagierte grosse Öffentlichkeit wesentlich als nicht einzulösendes Pfand eingesetzt wurde. Die Tendenz zu dieser Strategie ist leider steigend, im wahrsten Sinne des Wortes: Schon bei der Überbauung des Tramabstellplatzes in der Kalkbreite im Zürcher Quartier Aussersihl wurde die Karte des öffentlichen Raums auf der zweiten Ebene als Trumpf gegen die Kritik an der «Neuen Dichte» ausgespielt, jetzt folgt die Europaallee der gleichen Argumentation. Und der nächste Fall kündigt sich schon an: auch bei der geplanten

Eishockey-Arena in Zürich-Altstetten ist wieder die erhöhte zweite Ebene als Kompensation für die überbauten Freiflächen und als Freiraum für das Quartier deklariert.

Der Hinweis auf die Zeit, die dem Baufeld A doch für eine den Wünschen entsprechende Entwicklung gegeben werden soll, klingt ebenso wie die heilsbringende Zukunftsgläubigkeit. Das Prinzip Hoffnung erscheint in diesem Zusammenhang unangebracht. Die gesammelten und dokumentierten Erfahrungen mit dem hier verwendeten Gebäudetypus sollten ausreichen, um anzuerkennen, dass der Werbespruch «Es kommt darauf an, was man daraus macht» nicht immer gilt. Die «Neue Dichte» wird eine verschärfte Diskussion über die Frage aufwerfen, ob für alle Arten von Bauprogrammen an allen Orten der Stadt immer eine gute Lösung gefunden werden kann. Und damit auch umgekehrt, ob bestimmte städtebauliche Lösungen für solche Programme und Situationen eben nicht geeignet sind.

wie das Fehlen von schwarzen Wandtafeln in den Seminarräumen zeigt –, gibt es im Haus des Lernens doch noch eine Bibliothek mit Büchern aus Papier.

Der Zusammenzug der PHZH von 19 verstreuten Standorten an einen einzigen werde der Schule zu ihrem 10-Jahr-Jubiläum ein Gesicht und eine klarere Identität geben, sagte Rektor Walter Bircher am Donnerstag vor Medienschaffenden. Er sei froh, dass nun viele lange Wege wegfielen und der direkte Kontakt Impulse für innovative Ideen liefere. Als Beispiel nannte er den Transfer von Forschungserkenntnissen in die Unterrichtspraxis. Die PHZH wolle sich als nationales Kompetenzzentrum für das Lehren und das Lernen etablieren.

Schon in den letzten beiden Jahren hat das Interesse an der Lehrerausbildung wieder zugenommen. Konzipiert war der Campus für 2000 Studierende. Eingeschrieben sind zurzeit 2500; rund 500 davon absolvieren den neuen Lehrgang für Quereinsteiger. So ist Rektor Bircher froh um die Reserveräume im Sihlhof, die man ursprünglich beim Bezug der Europaallee hätte aufgeben wollen.

Universität erbt Räume

Erstellt wurden die Neubauten im Rohbau von den SBB. Der Kanton hat sie gemietet und den Innenausbau finanziert. Laut Regierungspräsident Markus Kägi wurde der vom Kantonsrat bewilligte Baukredit von 63 Millionen Franken unterschritten. Die ehemaligen Gebäude der PHZH an der Rämistrasse gehen nun an die Universität, während der Beckenhof, wo das Pestalozzianum untergebracht war, an die Stadt Zürich zurückfällt. Andere Räume waren nur gemietet und konnten mit einer einfachen Kündigung aufgegeben werden.

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG
20.09.2012
«ZÜRICHS NEUE DICHTER»
IRÈNE TROXLER

Für Zürcher Verhältnisse äusserst dicht, aber feingliedrig: So präsentiert sich die erste und grösste Etappe der Europaallee. Am Wochenende laden zahlreiche Aktivitäten zur Entdeckung von Hochschule und Shopping Mall ein.

Innere Verdichtung ist das Mantra der Schweizer Stadtplaner ebenso wie das Schreckgespenst breiter Bevölkerungsschichten. Die Planung der Europaallee – oder des Stadtraums HB – wie das Projekt zu Beginn hiess, illustriert dieses Spannungsfeld beispielhaft. Viele Zürcher erinnern sich vielleicht noch mit einem leichten Schmunzeln an die Abstimmungskampagne der Gegner, die mit einem hölzernen trojanischen Esel durch die Stadt zogen und Plakate mit riesigen schwarzen Hochhäusern neben dem Gleisfeld publizierten. Doch die Bevölkerung liess sich davon nicht einschüchtern; sie hiess das Grossprojekt mit fast zwei Dritteln Ja-Stimmen gut. Am Wochenende kann sich nun anlässlich des Eröffnungsfests jeder selbst ein Bild machen, ob gemogelt wurde oder ob ein attraktives Stück Stadt entstanden ist.

Zürichs Stadterweiterung

Unbestritten ist, dass hinter der alten Sihlpost für Zürcher Verhältnisse ein Massstabsprung erfolgt ist. Allerdings zeigte der Architekt Max Dudler ein feines Gefühl für Proportionen und für die Bedeutung des öffentlichen Raums. Der grosse zentrale Platz der Pädagogischen Hochschule wird von mehreren Seiten über Treppen erschlossen. Fassaden springen vor und zurück. Die Dreifachturnhalle auf dem einen Dach spiegelt in ihren hohen schmalen Fenstern den Stil der um 1920 erbauten benachbarten Sihlpost. Dudler selbst bezeichnet seine Bauten als «moderne Stadterweiterung». Er habe sich bemüht, die Physiognomie Zürichs widerzuspiegeln. Die Treppen des PH-Campus erinnern ihn in ihrem Spiel mit Enge und Weite an jene, die auf den Lindenhof führen.

Die Befürchtung der Gegner, neben den Bahngleisen werde eine Büro-Einöde entstehen, ist wohl unbegründet. Der Nut-

zungsmix aus Hochschule, Bank, Sportartikel-Läden und Coop dürfte wenigstens tagsüber für Belebung sorgen. Auch auf den künftigen Baufeldern scheinen die SBB nicht nur die schnelle, sondern eher eine nachhaltige Rendite zu suchen. In den Erdgeschossen sind fast überall Läden, Gewerbebetriebe und Restaurants vorgesehen, wobei die Mieten durch Quersubventionierung teilweise so tief gehalten werden, dass sie auch für Gewerbe aus dem Langstrassenquartier bezahlbar sein sollen. So zumindest hat Jürg Stückli, Leiter SBB Immobilien, am Donnerstag die weiteren Pläne dargelegt.

Kreis 4 rückt näher zur City

Dank der neuen Wegverbindungen über den Platz und durch die Shopping Mall dürfte die Europaallee zudem die City besser mit dem Kreis 4 verbinden. Gelingt es, das Konzept der kleinen Gassen und öffentlichen Räume auch auf den übrigen Baufeldern aufrecht zu erhalten, so gewinnt Zürich tatsächlich eine urbane Erweiterung und nicht einen öden Moloch, wie manche befürchtet haben.

Am Wochenende vom 22. und 23. September wird die erste Etappe der Europaallee mit einem Fest und allerlei Aktivitäten eröffnet. Die Sportartikel-Läden setzen sich mit Bike und Skate Contests, BMX- und Breakdance-Shows sowie dem Vortrag eines Bärenforschers in Szene, während die Pädagogische Hochschule unter anderem ein Theater präsentiert. Das Programm findet sich unter www.europaallee.ch.



**EUROPAALLEE
2003–2020
MASTER PLAN:
KCAP ARCHITECTS
PARTICIPATING ARCHITECTS:
MAX DUDLER,
DAVID CHIPPERFIELD,
GIGON / GUYER,
CARUSO ST JOHN
ARCHITECTS,
BOSSHARD VAQUER,
BOLTSHAUSER
ARCHITEKTEN,
STÜCHELI ARCHITEKTEN,
WIEL ARETS,
GRABER PULVER,
E2A
ZURICH**

**WHY:
LONG HISTORY (EUROGATE), MASTER PLAN,
VARIOUS COMPETITIONS**

**WHAT:
CONTEMPORARY URBAN DEVELOPMENT,
REDEVELOPMENT OF INNER-CITY RAILWAY SITES**

**WHEN:
CONTINUOUS DISCUSSION SINCE THE START OF
PLANNING**

**WHERE:
LOCAL DAILY PRESS, FEATURE SECTIONS OF DAILY
NEWSPAPERS, SPECIALIST PRESS**

**WHO:
LOCAL JOURNALISTS, FEATURE WRITERS,
SPECIALISED JOURNALISTS**

**HOW MUCH:
MAJOR RESPONSE IN VARIOUS MEDIA**